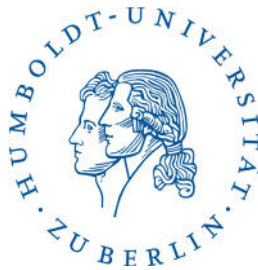


***Die Geld-Perspektive auf ökonomische  
Aktivitäten – Entwicklung von Lehr-  
Lernmaterialien für lernschwache  
Jugendliche***

*The Money-View on Economic Activities –  
Development of Teaching-Learning Material for  
Adolescents with special needs*



**Masterarbeit**

*zur Erlangung des akademischen Grades  
Master of Education (M.Ed.) in*

**Wirtschaftspädagogik  
mit Schwerpunkt Wirtschaftswissenschaften  
und dem Zweifach Englisch**

*an der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät  
der Humboldt-Universität zu Berlin*

Vorgelegt von:

**Christian Geike (geb. 18.07.1987)**  
christian\_geike@gmx.net / Matrikel-Nr. 534285

Prüferin: Prof. Dr. Steffi Badel

**Berlin, 18.07.2017**

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	1
------------------	---

## **Teil I Einordnung und Erläuterung der Geld-Perspektive**

1. Zur Stellung von Geld in wirtschaftswissenschaftlichen Paradigmen: eine ideengeschichtliche Rekonstruktion .....	5
1.1 Neuzeitliche Anfänge der Marktwirtschaft .....	5
1.2 Die Perspektive der Volkswirtschaftslehre .....	10
1.2.1 Konzeption von Geld in der Mikroökonomie .....	11
1.2.2 Konzeption von Geld in der Makroökonomie .....	16
1.3 Die Perspektive der „Finance“ .....	18
2. Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten .....	24
2.1 Die Geld-Perspektive: Grundlegendes .....	24
2.2 Traditionslinie der britischen Zentralbanker .....	37
2.3 Traditionslinie der alten Institutionenökonomik .....	43
2.3.1 Exkurs: Wirtschaftshistorischer Kontext .....	44
2.3.2 Progressiver Geist um 1890 bis 1920 .....	51
2.3.3 Progressive Tradition ab 1920 .....	59
2.3.4 Allyn Young (1876 – 1929) .....	65
2.3.5 Alvin Hansen (1887 – 1975) .....	67
2.3.6 Edward Shaw (1908 – 1994) .....	70
2.3.7 Hymen Minsky (1919 – 1996) .....	75
2.4 Integration der drei Perspektiven auf die Ökonomie .....	80
3. Die Geld-Perspektive und Finanzielle Allgemeinbildung .....	81
3.1 Finanzielle Globalisierung im 21. Jahrhundert .....	81
3.2 Finanzielle als Teil ökonomischer Allgemeinbildung .....	83
3.3 Förderung der Geld-Perspektive .....	85

## **Teil II Herleitung von Prinzipien zur Konstruktion und Gestaltung von Lehr-Lernmaterialien mit Blick auf lernschwache Jugendliche**

1. Integration sprachlichen und fachlichen Lernens .....	86
1.1 Das Sachfachliche der Sprache .....	86
1.1.1 Parallelisierung sprachlicher und kognitiver Prozesse .....	86

1.1.2	BICS/CALP als methodische Heuristik.....	87
1.2	Lerntheoretische Implikationen .....	87
1.3	Schultheoretische Implikationen.....	88
1.3.1	Von BICS zu CALP.....	88
1.3.2	Sekundärsozialisation .....	89
1.4	Bildungstheoretische Implikationen.....	89
2.	Motivationale und emotionale Aspekte des Handelns .....	90
2.1	Motivation und Interesse.....	90
2.2	Emotionen .....	92
2.3	Aktuelle Kompetenz.....	92
3.	Lernschwache Jugendliche.....	93
3.1	Lernvoraussetzungen.....	93
3.2	Möglichkeiten der Förderung.....	94
3.2.1	Lesestrategien und Leseübungen .....	94
3.2.2	Schreibstrategien und Schreibübungen.....	95
3.2.3	Fachwortschatz .....	96
3.2.4	Bilder, Grafiken und Diagramme .....	97
3.2.5	Kommunikation .....	98
3.2.6	Wechsel der Darstellungsformen.....	99
3.3	Sprachsensibler Unterricht .....	100
4.	Zusammenstellung der Prinzipien.....	101

### **Teil III Lehr-Lernmaterialien zum Modul „Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten“ für lernschwache Jugendliche**

1.	Inhalt – Modulübersicht .....	102
2.	Die einzelnen Bausteine und Lerneinheiten.....	103
2.1	Baustein 1: Das Geheimnis des Geldes.....	103
2.1.1	Lerneinheit 1: Geld und Kredit.....	103
2.1.2	Lerneinheit 2: Formen von Geld und Kredit.....	103
2.1.3	Lerneinheit 3: Die vier Preise von Geld .....	104
2.1.4	Lerneinheit 4: Liquidität und Solvenz .....	104
2.2	Baustein 2: Die natürliche Hierarchie des Geldes.....	105
2.2.1	Lerneinheit 1: Hierarchie von finanziellen Instrumenten .....	105
2.2.2	Lerneinheit 2: Finanzielle Institutionen.....	105

2.2.3	Lerneinheit 3: Dynamik der Hierarchie .....	106
2.2.4	Lerneinheit 4: Hierarchie von Marktmachern.....	106
2.2.5	Lerneinheit 5: Die Hierarchie managen .....	107
2.3	Baustein 3: Die Geld-Perspektive .....	108
2.3.1	Lerneinheit 1: Geld und Kredit bei Zahlungen .....	108
2.3.2	Lerneinheit 2: Disziplin und Elastizität .....	108
2.3.3	Lerneinheit 3: Die Überlebens-Bedingung .....	109
2.3.4	Lerneinheit 4: Herkunft und Verwendung von Geldmitteln.....	109
2.3.5	Lerneinheit 5: Geld und Zeit I .....	109
2.4	Baustein 4: Was gibt Geld seinen Wert?.....	110
2.4.1	Lerneinheit 1: Metallismus .....	110
2.4.2	Lerneinheit 2: Chartalismus .....	110
2.4.3	Lerneinheit 3: Privates und öffentliches Geld .....	111
2.4.4	Lerneinheit 4: Weltliche Philosophen I .....	111
2.4.5	Lerneinheit 5: Weltliche Philosophen II.....	112
2.5	Baustein 5: Geld und die reale Welt .....	113
2.5.1	Lerneinheit 1: Drei Sichtweisen auf die Wirtschaft.....	113
2.5.2	Lerneinheit 2: Ökonomik: Austausch und Wachstum.....	113
2.5.3	Lerneinheit 3: Finance: Risiko.....	114
2.5.4	Lerneinheit 4: Geld-Perspektive: Geld und Zeit II .....	114
3.	Aufgaben- und Übungsformen.....	115
4.	Gestaltungsaspekte .....	116
5.	Ausarbeitung von Lerneinheit 1.1: Geld und Kredit.....	117
	Tabellenverzeichnis.....	125
	Abbildungsverzeichnis .....	125
	Literaturverzeichnis.....	129
	Erklärung zur Eigenständigkeit der Anfertigung der Masterarbeit.....	133

## Einleitung

In einem Zitat von Ernst Wilhelm heißt es:

„Der Sinn von Geld ist nicht es zu besitzen, sondern es zu benutzen, **um unsere guten Intentionen in dieser Welt zu erfüllen**. Das ist der noble und ordentliche Gebrauch von Geld. Und das ist alles, wofür es da ist. Es ist erst, wenn Geld zum Endzweck wird, zum ultimativen Ziel, dass es zum Problem wird.“ (Quelle: Wilhelm (2017))

Was sind unsere guten Intentionen in dieser Welt? So zentral diese Frage für den ordentlichen und noblen Gebrauch von Geld auch sein mag, so schwierig gestaltet sich dessen Antwort; dies im Grunde jedoch auch wieder nicht, denn für die eigenen guten Intentionen kann nur und muss sich ein jeder und eine jede von uns selber entscheiden. Die guten Intentionen bzw. Absichten, die wir uns mittels Geld in dieser Welt zu erfüllen suchen, brauchen dabei auch keinem Größenkriterium zu genügen, auch wenn engagierte, hochgegriffene und ehrlich gute Absichten welcher subjektiv bedeutsamer Art auch immer durchaus zu wünschen sind. Vielmehr dürfen sie gern auch weniger weltbewegend und vermeintlich groß sein: die gute Absicht einer Familie, ihre Kinder zu ernähren und ihnen möglichst viele Chancen in dieser Welt zu eröffnen, ist dabei bspw. genauso „legitim“ wie die, den eigenen Eltern und Großeltern bei Alter und Krankheit auch finanziell beizustehen und die, sich selber physisch, emotional und mental gesund und vital zu halten, um morgens stets mit einem Lächeln für die Welt aus dem Haus zu gehen. Zwar gleichen sich gute Absichten zwischen den Menschen – dies liegt wohl im Leben selbst begründet –, doch unterscheiden sie sich andererseits auch wieder fundamental voneinander, kennen keinen Anfang und Ende und sind so individuell und vielfältig wie die Sterne am Himmel. Für all diese guten Absichten bzw. Intentionen, die wir uns in dieser Welt erfüllen möchten, brauchen wir auf die eine oder andere Art Geld, das somit lediglich ein Mittel ist. Zum Endzweck und ultimativen Lebensziel erkoren, wird Geld dagegen schnell zum Problem. Denn Menschen sind wohl nur bereit, schädigende Dinge für Geld zu tun – und zwar sowohl im kleinen als auch im ganz, ganz großen Stil –, weil sie insgeheim oder auch ganz offen denken, dass Geld ein Endzweck und das ultimative Lebensziel selbst darstellt. Doch widerspricht dies wiederum dem ganzen Sinn von Geld, der in seinem Gebrauch dafür besteht, unsere guten Intentionen in dieser Welt zu erfüllen. Was sind also unsere guten Intentionen in dieser Welt?

Bei allem Eintreten für solch sinnhaften Gebrauch von Geld soll jedoch – zumindest in dieser Einleitung – auch nicht übermäßig moralisiert werden, zumal gute Absichten per se sowieso nie beobachtbar sind, sondern erst durch Handlungen in Erscheinung treten und man sich von

daher auch niemals in einer echten Position moralischen Urteilens befinden kann. Oder etwa doch? Anstelle zu Moralisieren soll vielmehr für das Thema Geld stärker sensibilisiert werden. Fast alle empirischen Studien kommen nämlich nahezu einmütig zu dem Ergebnis, dass es in der deutschen Bevölkerung um die finanzielle Allgemeinbildung schlecht bestellt sei (vgl. Retzmann 2011: 5; Macha/ Schuhen 2011: 146 f.). Viele Jugendliche wie auch Erwachsene fühlen sich nicht nur mit der privaten Altersvorsorge überfordert, sondern überschätzen systematisch ihre eigene Finanzkompetenz (vgl. Retzmann 2011: 5). Dies betrifft auch lernschwächere Jugendliche, für die die komplizierten Regeln des Geld- und Finanzsystems besonders unübersichtlich und verwirrend erscheinen müssen. Gerade solchen lernschwächeren Jugendlichen eine ihrem Lernen angepasste, moderne Übersicht über Grundzusammenhänge des Geld- und Finanzsystems zu vermitteln – sowie es mit der Ausarbeitung eines Moduls zur Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten in dieser Arbeit schlussendlich beabsichtigt ist –, kann in neuer und innovativer Weise dazu beitragen, deren finanzielle Bildung zu stärken. Trotz spezifischen Fokus auf lernschwache Jugendliche steht die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten jedoch selbstverständlich allen Jugendlichen und interessierten Erwachsenen offen und kann auch ihnen eine neue und scheinbar völlig innovative Sichtweise auf die Welt der Wirtschaft und deren monetäre Zusammenhänge eröffnen.

Die Geld-Perspektive ist im Prinzip nichts wirklich Neues. Denn immerhin fortexistiert solch eine praktische Sicht auf das Geldsystem – ungeachtet aller akademischen Debatten – schon seit Jahrhunderten. Erst die ziemlich stiefmütterliche Behandlung von Geld und Kredit in der wissenschaftlichen Mikro- und Makroökonomik sowie selbst in der wissenschaftlichen Finance führte zu einem Ausblenden und Abstrahieren wichtiger monetärer Realitäten. Um dies so klar und nachvollziehbar wie möglich aufzuzeigen und somit eine belastbare Grundlage der Kritik und in Abgrenzung hierzu auch der Geld-Perspektive zu schaffen, bedarf es zunächst einigem an Erläuterung und Erklärung. Im Ergebnis bietet die Geld-Perspektive, sowie sie von Perry Mehrling zusammengestellt und im akademischen Bereich der Vereinigten Staaten stark gemacht, vertreten und unterrichtet wird, sodann womöglich auch für den deutschen Schul- und Berufsschulbereich eine interessante und innovative Sichtweise, über Geld- und Geldsysteme nachzudenken und diese zu unterrichten.

Als wesentliche Fragestellungen für diese Arbeit ergeben sich daher:

1. Wie ist die Geld-Perspektive in der ökonomischen Ideen-, Theorien- und Sozialgeschichte verankert?
2. Wie lässt sich die Geld-Perspektive in Lehr-Lernmaterialien für lernschwache Jugendliche umsetzen?

Für eine Analyse dieser Fragestellungen ist es unerlässlich, einen fundierten, historischen Zugang zur Geld-Perspektive aufzubauen.

Dies soll in Teil I der Arbeit, der auch den Hauptteil ausmacht, geschehen. Zunächst werden die neuzeitlichen Anfänge der Marktwirtschaft dargestellt (Kapitel 1.1). Daran anschließend wird die im Grunde nicht vorhandene Konzeption von Geld zum einen aus der Perspektive der Volkswirtschaft (Kapitel 1.2), also der Mikro- (Kapitel 1.2.1) und Makroökonomik (Kapitel 1.2.2), und zum anderen aus der Perspektive der Finance (Kapitel 1.3) so klar und nachvollziehbar wie möglich herausgearbeitet. Mit diesem Verständnis wird sodann die Geld-Perspektive (Kapitel 2.1) grundlegend erläutert. Deren wirtschafts- und sozialgeschichtliche Einbettung erfolgt danach zum einen anhand der Traditionslinie der britischen Zentralbanker (Kapitel 2.2) und zum anderen anhand derjenigen der alten Institutionenökonomik (Kapitel 2.3). Bei letzterer wird zunächst der wirtschaftshistorische Kontext etwas ausführlicher dargestellt (Kapitel 2.3.1) und sodann der Progressive Geist um 1890 bis 1920 (Kapitel 2.3.2) sowie die Progressive Tradition ab 1920 (Kapitel 2.3.3) erläutert; ein kurzer Überblick der Leben der vier Ökonomen Allyn Young (Kapitel 2.3.4), Alvin Hansen (Kapitel 2.3.5), Edward Shaw (2.3.6) und Hymen Minsky (2.3.7) in ihrem jeweiligen Zeitkontext des 20. Jahrhunderts rundet die Darstellung dieser Traditionslinie ab. Die drei Perspektiven auf die Ökonomie werden sodann mittels der Geld-Perspektive zusammenfassend integriert (Kapitel 2.4). Nach diesem wilden Ritt durch die ökonomische Ideen-, Theorien- und Sozialgeschichte findet eine aktuelle Verortung in der heutigen finanziell globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts (Kapitel 3.1) statt. Dies ermöglicht es auch, das Konzept der finanziellen Allgemeinbildung etwas näher zu beschreiben (Kapitel 3.2). Die Öffnung bzw. Kompatibilität der Geld-Perspektive mit dem Konzept der finanziellen Allgemeinbildung zeigt sich schließlich im spezifischen Beitrag der Geld-Perspektive für die finanzielle Allgemeinbildung (Kapitel 3.3).

In Teil II der Arbeit, der bedingt durch das knapper gewordene Zeitbudget weniger ausführlich in relativ groben Argumentationsschritten abgefasst ist, werden daran anschließend Prinzipien pädagogisch und didaktisch hergeleitet, die vor allem auch bei der Konstruktion und Gestaltung von Lehr-Lernmaterialien für lernschwache Jugendliche zu beachten sind. Zunächst werden Prinzipien aus der Integration sprachlichen und fachlichen Lernens abgeleitet, die ausgehend vom Sachfachlichen der Sprache (Kapitel 1.1) auf einer Parallelisierung sprachlicher und kognitiver Prozesse (Kapitel 1.1.1) und der methodischen Heuristik des BICS/CALP (Kapitel 1.1.2) beruhen. Deren Lern- (Kapitel 1.2) und schultheoretische Implikationen (Kapitel 1.3), welche wiederum die Hinführung zur Sprache des CALP (Kapitel 1.3.1) und schulische Sekundärsozialisation (Kapitel 1.3.2) umfassen, sowie auch bildungstheoretische

Implikationen (Kapitel 1.4) führen sodann zu weiteren Konstruktions- und Gestaltungsprinzipien. Ergänzt werden diese danach durch erlebensbezogene Überlegungen zu Motivation und Interesse (Kapitel 2.1), Emotionen (Kapitel 2.2) und dem Konzept aktueller Kompetenz (Kapitel 2.3). Daran anschließend erfolgt beginnend mit ihren spezifischen Lernvoraussetzungen (Kapitel 3.1) eine Fokussierung auf lernschwache Jugendliche. Aus den vielfältigen Möglichkeiten zur Förderung (Kapitel 3.2) lernschwacher Jugendlicher, die Lesestrategien und Leseübungen (Kapitel 3.2.1), Schreibstrategien und Schreibübungen (Kapitel 3.2.2), Übungen zum Fachwortschatz (Kapitel 3.2.3) und zu Bildern, Grafiken und Diagrammen (Kapitel 3.2.4) sowie solche zur Kommunikation (Kapitel 3.2.5) und dem Wechsel der Darstellungsformen (Kapitel 3.2.6) umfassen, werden sodann weitere Prinzipien abgeleitet. Nachdem selbiges auch aus Überlegungen zum sprachsensiblen Unterricht (Kapitel 3.3) heraus geschehen ist, werden schließlich alle in Teil II herausgearbeiteten Prinzipien zur Konstruktion und Gestaltung von Lehr-Lernmaterialien mit Blick auf lernschwache Jugendliche in einer abschließenden Übersicht für die weiteren Verwendungen zusammengestellt (Kapitel 4).

In Teil III der Arbeit wird sodann das entwickelte Modul „Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten“ vorgestellt. Zunächst erfolgt eine Inhalts- und Modulübersicht (Kapitel 1). Danach werden die einzelne Modulbausteine und Lerneinheiten, beginnend mit Baustein 1: Das Geheimnis des Geldes (Kapitel 2.1) und gefolgt von Baustein 2: Die natürliche Hierarchie des Geldes (Kapitel 2.2), Baustein 3: Die Geld-Perspektive (Kapitel 2.3), Baustein 4: was gibt Geld seinen Wert? (Kapitel 2.4) und schließlich Baustein 5: Geld und die reale Welt (Kapitel 2.5), mitsamt dem Stand der bislang konzipierten einzelnen Aufgaben einer jeden Lerneinheit nacheinander im Detail dargestellt. Dabei ist zu beachten, dass zahlreiche inhaltliche Querverweise der einzelnen Aufgaben in den Lerneinheiten zu den entsprechenden inhaltlichen Ausführungen in Teil I dieser Arbeit bestehen, sodass eine konkrete Verknüpfung der einzelnen systematisch angeordneten Aufgaben mit bereits erläuterten Inhalten aus Teil I der Arbeit das Verständnis der geplanten Aufgabeninhalte weiter erleichtern helfen kann. Nach einem kurzen Rekurs auf die Vielzahl möglicher Aufgaben- und Übungsformen (Kapitel 3) findet sich danach eine wichtige Zusammenstellung konkreter Gestaltungsanforderungen an Arbeitsblätter (Kapitel 4). Abschließend werden sodann die Ausarbeitungen zur ersten Lerneinheit 1.1: Geld und Kredit (Kapitel 5) präsentiert.



## **Teil I Einordnung und Erläuterung der Geld-Perspektive**

### **1. Zur Stellung von Geld in wirtschaftswissenschaftlichen Paradigmen: eine ideengeschichtliche Rekonstruktion**

#### **1.1 Neuzeitliche Anfänge der Marktwirtschaft**

Seit ihren Anfängen sehen sich die Menschen dem Problem des Überlebens als Teil einer sozialen Gruppe gegenüber. Die zu lösenden Herausforderungen – von der ersten Domestizierung von Tieren über die Entdeckung, Pflanzensamen als Saatgut für die Landwirtschaft zu verwenden, bis hin zum Abbau von Eisenerz und unzähliger weiterer Beispiele – erforderten bei aller Selbstzentriertheit der Menschen stets deren gelingende soziale Kooperation und Zusammenarbeit. Wenn das Verhungern drohte, war die schiere Notwendigkeit der eigenen Existenzsicherung Antrieb genug, um die kooperative Verrichtung der täglichen Arbeiten sicherzustellen; unter weniger harten Umweltbedingungen gelang Kooperation auch durch Normen der Verwandtschaft und Gegenseitigkeit, die in der jeweiligen, meist überschaubaren Gemeinschaft universell akzeptiert waren und Druckwirkung entfalten. Für fortschrittlichere, größere Gemeinschaften und ganze Gesellschaften, in denen der Druck der Umwelt und sozialen Verpflichtungen mehr in den Hintergrund trat, ist es jedoch keineswegs so ohne Weiteres naheliegend, dass Kooperation stattfindet. Die menschliche Selbstzentriertheit und Unvorhersehbarkeit, die unter diesen Bedingungen stärker zum Ausdruck kommen kann, könnte nämlich genauso gut zu einem völligen Durcheinander bis hin zum Zusammenbruch der gesellschaftlichen Arbeitsvorgänge führen, da ein Mindestmaß an Konstanz und Planbarkeit der täglichen Arbeiten auf gesellschaftlicher Ebene nicht gewährleistet sein würde. Über die Jahrhunderte hinweg entstanden drei Wege, die die Aufrechterhaltung von größeren, anonymen Gesellschaften sicherstellten: die Organisation der Gesellschaft um Tradition, autoritäre Befehlsstrukturen sowie das Marktsystem. (vgl. HEILBRONER 1999: 18f.)

Weitgehend auf Tradition und Befehl basierte die mittelalterliche Ständegesellschaft. Von Generation zu Generation wurde das berufliche und weltbildliche Traditionswissen in und außerhalb der Standesorganisationen der Gilden und Zünfte weitergegeben; das grundherrschaftliche System aus Lehnsherren, Vasallen und hörigen Bauern schuf wiederum eine Kette von Befehl und Gehorsam, die auf Kosten der unteren Schichten eine Form gesamtgesellschaftlicher Orientierung und Stabilität bot. Insgesamt waren die Ständegesellschaft und das sie tragende Glaubenssystem statisch und rigide. Die mittelalterliche Welt stellt in vielerlei

Hinsicht eine ferne Vergangenheit dar. So hatte die Idee der Anständigkeit und Korrektheit eines Systems, das auf der Basis von persönlichem Gewinn organisiert ist, noch keinen Stand gefasst (vgl. HEILBRONER 1999: 24). Zwar gab es vermögende Familien sowie reiche Händler und Kaufleute, die auf Abenteuerreisen gingen, doch ist das Streben nach Wohlstand einiger weniger noch etwas anderes als eine ganze Gesellschaft, die vom Gewinndenken geprägt ist. Die Idee des Gewinns als Ratgeber im täglichen Leben wurde auch von kirchlicher Seite sozial sanktioniert. Fundamentalere noch war auch die Idee des „seinen Lebensunterhalt verdienen“ in der mittelalterlichen Welt des 10. bis 16. Jahrhunderts nicht wirklich existent; eine Unterscheidung zwischen ökonomischen und sozialem Leben gab es nicht und Arbeit wurde nicht überwiegend als Mittel zum Zweck, nämlich den Erhalt von Geld bzw. deren Güteräquivalenten, angesehen, sondern als Zweck in sich selber, als ein Teil der Tradition und natürlichen Lebensweise (vgl. HEILBRONER 1999: 26). Eine separate, eigenständige ökonomische Welt hatte sich also noch nicht aus dem sozialen Kontext erhoben.

Selbstverständlich existierten auch Märkte, an denen die unterschiedlichsten Waren gehandelt wurden. Doch darf auch hier nicht angenommen werden, dass die ganze mittelalterliche Gesellschaft eine solche Tauschneigung aufwies wie die Händler und Produzenten auf den Märkten. Auch ist ein Markt etwas anderes als ein Marktsystem. Letzteres beschreibt nämlich nicht nur ein Ort zum Tausch von Waren, sondern einen Mechanismus, der die ganze Gesellschaft trägt und aufrechterhält (vgl. HEILBRONER 1999: 27). Ein solcher, die ganze Gesellschaft tragender Marktmechanismus muss für das mittelalterliche Verständnis nahezu unvorstellbar gewesen sein, wenn bereits die Idee vom persönlichen Gewinn einen schwierigen Stand hatte. Immerhin impliziert ein Marktmechanismus, dass das generelle Streben nach Gewinn eine Gemeinschaft zusammenhalten kann. Der Hauptgrund für dieses Unverständnis muss darin gesehen werden, dass Land, Arbeit und Kapital, die grundlegenden Produktionsfaktoren, die ein Marktsystem bereitstellt, noch nicht existierten (vgl. HEILBRONER 1999: 27). Sicher gab es ganz konkret Boden, Menschen und Werkzeuge in der Gesellschaft; doch abstrakten Boden, abstrakte Arbeit und abstraktes Kapital als unpersönliche Produktionsmittel zu verstehen übertraf das mittelalterliche Abstraktionsvermögen. Land wurde bspw. lange Zeit nicht als generell frei verkäufliches, miete produzierendes Vermögen angesehen, das auf einem Markt gehandelt wird, sondern symbolisierte in der sozialen Wahrnehmung eher den Prestige und Status des Grundherrn. Arbeit war ebenso nicht wirklich frei verkäuflich, sodass die meisten Handwerker und Arbeiter bei ihrer Arbeitssuche nicht in das Netzwerk eines offenen Arbeitsmarktes eintraten. Kapital, das in Form von privatem Wohlstand durchaus existent war, wurde schließlich meistens fernab von Risiko- und Veränderungsbereitschaft

nicht produktiv genutzt, da dessen Bewahrung und Sicherheit auch bei offensichtlich ineffizienten Arbeitsabläufen und -prozessen Vorrang hatte. Kurzum: mangels Vorstellungsvermögen der abstrakten Produktionsfaktoren Land, Arbeit und Kapital war auch ein Marktsystem nicht vorstellbar, sodass mangels Marktsystem die mittelalterliche Gesellschaft um Tradition und autoritäre Befehlsstrukturen herum organisiert war. Zur Erklärung der gesellschaftlichen Zusammenhänge, die für jedermann offensichtlich waren, brauchte es daher noch keine Ökonomen. (vgl. HEILBRONER 1999: 27-29)

Die langsame Veränderung hin zum sich festigenden Marktsystem des 18. Jahrhunderts glich einer ökonomischen Revolution, die zahlreiche Widerstände und Notlagen hervorrief. Ein folgenschweres Moment in der Kommerzialisierung des Lebens war die Umzäunung von Weideland und Vertreibung von angestammten, vor allem englischen Bauern durch deren Landbesitzer; diese wollten Raum für ihre Schafe schaffen, um in dem lukrativen internationalen Handel mit Wolle miteinsteigen zu können. Auf einen Schlag wurden Land und Arbeit zu Waren: während jeder Morgen Land von da an einen Mietpreis erhielt, der dem globalen Preis von Wolle entsprach, den dieser Morgen Land in einer Saison generieren kann, verblieb den Ex-Bauern nur die geringe Höhe an Lohn, den sie für das Verrichten sonderlichster Arbeiten in den Städten und anderswo noch bekommen konnten (vgl. VAROUFAKIS ET AL 2011: 23). Einige Ex-Bauern pachteten sich das Land zurück und liehen sich hierzu Geld von Geldverleihern oder vom Grundherrn selbst, um Saat, Miete und Lohn bezahlen zu können – als Frühkapitalisten gingen sie Risiken ein in der bangen Hoffnung, dass die Ernte die Schulden wird bezahlen können. Andere Ex-Bauern wurden hingegen Arme, Diebe und Bettler. Das Zusammenwirken der schieren Masse arbeitssuchender Menschen mit dem Wohlstand der Händler und Kaufleute in den Städten und einigen technologischen Fortschritten führte schließlich zur Entstehung eines neuen Produktionsortes, der Fabrik. Die Entwurzelung des eingeschliffenen feudalen Lebens schien unaufhaltsam: aus geschützten Leibeigenen und Lehrlingen wurden Arbeiter, aus Zunftmeistern Kapitalisten.

Die Transformation der Gesellschaft – allen voran in England – in eine betriebsame, geschäftige Jedermanns-Welt war begleitet vom Aufstieg nationaler politischer Einheiten in Europa, dem langsamen Abstieg des religiösen Geistes infolge humanistischen und aufklärerischen Denkens, materielle das Marktsystem ermöglichende Veränderungen wie die Etablierung doppelter Buchführung und langsame Monetarisierung der Gesellschaft sowie vor allem auch dem generellen Anstieg wissenschaftlicher Neugier (vgl. HEILBRONER 1999: 33-36). Der Zeitgeist erzeugte eine Euphorie des Fortschritts und es etablierte sich die Idee des ökonomischen Menschen, einem kalkulierenden Typus Mensch, der risikofreudig und nach Ge-

winnchancen suchend selbstbewusst der Mehrung seines Wohlstands nachstrebt. Erste Abenteuerunternehmungen, die Aktien in der Öffentlichkeit verkauften, boten interessierten Vermögenden Möglichkeiten zu Spekulation. Handel und die allgemeine wirtschaftliche Aktivität blühten mehr und mehr. Ohne Frage war das Marktsystem geboren und würden die Menschen fortan das Problem des Überlebens weniger durch Tradition und autoritäre Befehlsstrukturen als vielmehr durch das freie Handeln nach Gewinn strebender Menschen lösen, die nur durch das Marktsystem miteinander verbunden sind; die Idee vom Gewinn, die diesem Marktsystem, das seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch als Kapitalismus bezeichnet wird, zugrunde liegt, ist ihm tief verankert (vgl. HEILBRONER 1999: 37).

Es war im Kontext dieser Gegensätze aus Verarmung und Fortschritt, dass Adam Smith der Welt 1776 in seinem epochemachenden Hauptwerk *Wohlstand der Nationen – eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen* eine erste umfangreiche Darstellung der modernen Gesellschaft vorlegte. Das Panorama, das er zeichnete, beinhaltete neben der britischen auch die kontinentaleuropäische Entwicklung und die in den amerikanischen Kolonien, vor deren Hintergrund er sich ausführlich mit einer Vielzahl zeitgemäßer Theorieansätze wie dem Merkantilismus und den französischen Physiokraten auseinandersetzte. Er integrierte die verschiedensten einseitigen Rationalisierungsversuche des Zeitgeschehens und legte seine eigene Sicht auf die Nationalökonomie, die er somit begründete, dar. Erstes zentrales Moment hierbei war die Erklärung des Marktmechanismus, der eine Gesellschaft zusammenhält: dass nämlich das individuelle Eigeninteresse in einer Umgebung ähnlich motivierter Individuen zu Wettbewerb führe, der wiederum zur Bereitstellung jener Güter und Dienstleistungen führt, die die Gesellschaft möchte, und zwar in den Mengen, die sie sich wünscht, und zu den Preisen, die sie bereit ist zu zahlen; Wettbewerb sei demnach die regulierende Instanz, die den Konflikt zwischen eigeninteressierten Handelnden auf dem Marktplatz durch gegenseitige Interaktion in das ungewöhnlichste aller Ergebnisse, nämlich soziale Harmonie, transmutiert (vgl. HEILBRONER 1999: 55f.). Als Metapher für diese Transmutation steht die Smith'sche unsichtbare Hand, sowie sie in der Rezeption Smiths' werkkontextentfremdet Eingang in die ökonomische Tradition gefunden hat. Zweites zentrales Moment seiner Nationalökonomie war das Wachstum des Wohlstands einer Gesellschaft: basierend auf dem Marktmechanismus entwickelt sich eine Gesellschaft durch die Akkumulation von Kapital, d.h. im Smith'schen Sinne durch das Sparen und anschließende Investieren von Kapital, unter den Bedingungen des vollständigen Wettbewerbs dynamisch weiter zu mehr Wohlstand. Diese Vision – verbunden mit der Forderung eines Marktes, der weitgehend ungestört operieren können soll – wurde von den aufstrebenden Kapitalisten des 18. und 19. Jahrhunderts, die Smith zu ihrer

Gallionsfigur erhoben, begeistert aufgenommen. Doch stellt sie zunächst einmal auch eine Kritik der vorherrschenden Prunk- und Verschwendungssucht merkantilistisch-absolutistischer Staatswesen in Europa dar, denn wenn der zukünftige Wohlstand der Nationen von heutigen Investitionen abhängt, so bedeutet dies auch, dass der heutige Wohlstand von vergangenen Investitionen herrührt: der Staat solle demnach diesen erarbeiteten Wohlstand der Nationen nicht einfach verschwenden.

Inwieweit Smith, der seine politische Ökonomie zur vorindustriellen Zeit verfasste, hingegen den radikalen Wirtschaftsliberalismus der Kapitalisten des industriellen 19. Jahrhundert und die Arbeitsbedingungen in den Fabriken unterstützt hätte, bleibt fraglich. Sicher befürwortete er einen Wirtschaftsliberalismus und das ungestörte Funktionieren von Märkten, doch misstraute er stets den heimlichen Motiven der Unternehmer; für ihn war Produktion kein Selbstzweck, sondern hatte die Verbesserung der Lebensumstände aller Konsumenten zum Ziel (vgl. HEILBRONER 1999: 68). Immerhin war Smith auch Moralphilosoph und hatte als solcher 1759 in seiner *Theorie der ethischen Gefühle* – seinerzeit als „das Smith-Problem“ in deutschen literarischen Salons debattiert – das Prinzip der Sympathie herausgearbeitet, welches die moralische Beurteilung der Handlungsmotive anderer ermögliche, sofern der Mensch von seiner Fähigkeit Gebrauch mache, sich in eine mitfühlende Perspektive des unparteiischen Beobachters hineinzusetzen, wodurch er dann ein objektiveres Verständnis der Mitmenschen und der Situation gewinnen könne. Ganz nebenbei würde ein solch unparteiisch beobachtender Mensch auch seine eigene selbstzentrierte Sichtweise mehr in Schach halten und zu einem größeren Ganzen erweitern und transmutieren lernen, was durchaus eine Ähnlichkeit zur Erklärung des Marktmechanismus erkennen lässt. Neben Adam Smith zählen auch Thomas R. Malthus, David Ricardo, John Stuart Mill sowie Karl Marx zu den klassischen Nationalökonomien des 18. und 19. Jahrhunderts. Auch wenn diese politischen Ökonomen die wirtschaftliche Entwicklungsdynamik einer Gesellschaft unterschiedlich und zum Teil wesentlich pessimistischer einschätzten, so entwickeln sie ihre Analysen und Theorien doch allesamt in enger Auseinandersetzung mit den Herausforderungen und Problemen des Zeitgeschehens.

Die Akademisierung der Wirtschaftswissenschaften begann um zirka 1870: neoklassische Ökonomen, die anders als klassische Ökonomen viel stärker das Individuum, den sog. *homo oeconomicus*, in den Fokus rückten, theoretisierten fortan den Wert einer Ware – wobei Wert als Preis verstanden wurde, sodass das philosophische Wertkonzept der Klassiker faktisch abgeschafft wurde (vgl. VAROUFAKIS ET AL. 2011: 120 f.) – als nicht mehr durch den Aufwand bei dessen Produktion, sondern als ausschließlich durch dessen subjektiven Nutzen

für den Konsumenten bestimmt. Der psychologisch-subjektive Nutzen des einzelnen Konsumenten wurde dabei in Anlehnung an das Konzept der Energie aus der Physik, die generell nun zur unausgesprochenen methodischen Bezugsdisziplin wurde, konzipiert (vgl. MIROWSKI 1991: 193 ff.). Ein hoher Grad an Abstraktion und mathematischer Formalisierung kennzeichnete zunehmend die ökonomische Theoriebildung. Einerseits stärkte dies – wissenssoziologisch gesehen – den Eindruck der Wissenschaftlichkeit der Disziplin sowie dessen Akzeptanz im Kanon der Wissenschaften und darüber hinaus. Andererseits distanzierte sich die Ökonomik, die fortan auch nicht mehr „politische Ökonomie“ genannt wurde, jedoch auch immer weiter von tatsächlichen gesellschaftlich-politischen Gegebenheiten: anstatt sich mit konkreten Entwicklungen des Zeitgeschehens zu befassen, konstruierten Ökonomen verstärkt theoretische Gleichgewichtsmodelle, im modernen Fall sogar per Annahme, die eine zeitlose ökonomische Harmonie suggerieren (vgl. VAROUFAKIS ET AL. 2011: 250 ff.; MIROWSKI 2015: 219 ff.). Zur Darstellung mikroökonomischer Zusammenhänge verwendete der Neoklassiker Alfred Marshall in seinem 1890 erstveröffentlichten Lehrbuch *Principles of Economics*, das ebenso wie nach dem zweiten Weltkrieg das 1948 von Paul Samuelson verfasste Lehrbuch *Economics* Generationen von Studenten den Zugang zur Volkswirtschaftslehre vermittelte, übrigens erstmalig Angebot-Nachfrage-Diagramme.

## 1.2 Die Perspektive der Volkswirtschaftslehre

Die Vergangenheit bestimmt typischerweise die Gegenwart in der Volkswirtschaftslehre: getätigte Kapitalinvestitionen von vergangenen Generationen führen zu den heutigen Güterströmen, die produziert sind. Der Verkauf dieser Güter führt zu heutigen Einkommen, von dem der größte Teil konsumiert wird. Ein kleinerer Teil des heutigen Einkommens wird so gespart, dass er in Form von Investitionen zu einer Erhöhung des Kapitalstocks führt. Dieser steht wiederum für zukünftige Produktion zur Verfügung. Symbolisch wird diese Grunddynamik – die bereits Adam Smith betont hatte – durch die Produktionsfunktion  $Y = F(K, L)$  und die Kapitalakkumulationsfunktion  $K_t = K_{t-1} + I_t$  ausgedrückt.

Neben den Wachstumstheorien der Makroökonomie gibt es noch die Werttheorien der Mikroökonomie. Wenn Ökonomen ihre Werttheorien darüber entwickeln, warum Güter die Preise haben, die sie haben, abstrahieren sie dabei typischerweise von Geld. Entsprechend wird auch von der Neutralität bzw. dem „Schleier“ des Geldes gesprochen, womit gemeint ist, dass Geld mittel- und langfristig wie ein „Schleier“ über den realen Transaktionen der Wirtschaft liegt und die relativen Preise und generell den realen Sektor der Wirtschaft in keiner Weise

beeinflussen würde. Diese Abstraktion von Geld ermöglichte die Konstruktion der eleganten modernen Walras'schen allgemeinen Gleichgewichtstheorie des Wertes, die jedoch bei aller Eleganz eine Theorie ohne einen Platz darin für Geld bleibt.

### **1.2.1 Konzeption von Geld in der Mikroökonomie**

Betrachten wir eine hypothetische Volkswirtschaft, die zwei Güter produziert: Brot und Autos. Die zwei Sektoren der Volkswirtschaft, der Brot-Sektor und der Auto-Sektor, produzieren ihre Güter mit einem bestimmten Mischungsverhältnis aus Arbeit und Kapital. Insgesamt ist die zur Verfügung stehende Menge an Arbeit und Kapital in der Volkswirtschaft begrenzt, sodass sich die Frage nach deren optimalen Aufteilung auf die beiden Sektoren stellt. Die Frage stellt sich, weil der Ertrag einer zusätzlich eingesetzten Einheit Arbeit bzw. Kapital abnimmt, wenn in der Produktion bereits schon viel Kapital bzw. Arbeit eingesetzt wird, und umgekehrt. Beim Autobau bzw. bei der Brotproduktion können nämlich viele Arbeiter mit sehr wenigen Maschinen von einer zusätzlichen Maschine mehr profitieren, als wenn sie schon ausreichend Maschinen zur Verfügung haben, und wenige Arbeiter mit vielen Maschinen profitieren von weiteren Arbeitern mehr, als wenn schon ausreichend Arbeiter zur Bedienung der Maschinen vorhanden sind. Diese abnehmenden Grenzproduktivitäten von Arbeit und Kapital führen zur sog. Grenzrate der technischen Substitution, d.h. des sich verändernden Austauschverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital, um dieselbe Menge an Autos oder Brot herzustellen. Für den Brot-Sektor und den Auto-Sektor existiert jeweils solch ein Austauschverhältnis, das verschiedene Kombinationen von Arbeit und Kapital für denselben Output anzeigt. Nimmt man nun bspw. an, dass für eine zusätzliche Einheit Brot 4 Einheiten Arbeit und 2 Einheiten Kapital – also ein Verhältnis von 2:1 – benötigt werden und für eine zusätzliche Einheit Autos 9 Einheiten Arbeit und 3 Einheiten Kapital – also ein Verhältnis von 3:1 –, dann zeigt sich, dass die Volkswirtschaft als Ganzes Ressourcen verschwendet. Denn wenn man in dieser Produktionssituation 3 Einheiten Arbeit aus dem Auto-Sektor abzieht, braucht man 1 Einheit Kapital aus dem Brot-Sektor im Auto-Sektor, um die Produktion konstant zu halten; doch benötigt man für den Ersatz dieser Einheit Kapital im Brot-Sektor nur 2 Einheiten Arbeit. Folglich können dieselben Produktionsmengen auch mit 1 Einheit Arbeit weniger hergestellt werden, sodass Ressourcen verschwendet werden. Erst wenn die sich verändernden Austauschverhältnisse, d.h. die Grenzzraten der technischen Substitution, zwischen dem Brot- und dem Auto-Sektor identisch sind, wird Arbeit und Kapital optimal kombiniert und es wird technisch effizient produziert. In diesem Fall befindet sich die Volkswirtschaft direkt auf einem Punkt auf der Produktionsmöglichkeitenkurve (PMK) in

Abb.1. Welche der vielen Möglichkeiten von Brot und Autos in der Volkswirtschaft nun technisch effizient produziert werden, d.h. auf welchem Punkt auf der PMK sich die Volkswirtschaft am besten befindet, hängt wiederum von den nachfragenden Konsumenten ab. Diese möchten einen größtmöglichen Nutzen aus dem Güterkonsum ziehen. Ähnlich der abnehmenden Grenzproduktivität der Produzenten haben auch die Konsumenten einen sog. abnehmenden Grenznutzen: der zusätzliche Nutzen einer zusätzlich konsumierten Einheit Brot oder eines zusätzlich gekauften Autos nimmt kontinuierlich ab, da die Bedürfnisse des Konsumenten mit zunehmenden Konsum bereits immer stärker befriedigt sind. Die jeweils abnehmenden Grenznutzen der beiden Güter lassen sich sodann in ein Austauschverhältnis setzen, der Grenzrate der Substitution. Dieses verändert sich je nachdem, wieviel Brot und Autos der Konsument von seinem Einkommen konsumiert: wenn er oder sie – im Beispiel gesprochen – fast nur Brot konsumiert, dann steigert der Konsum eines Autos bei gleichzeitigem Verzicht auf etwas Brot den Nutzen stärker, als wenn der Konsument bereits viele Autos besitzt; in letzterem Fall würde der Verzicht auf eines der vielen Autos bei gleichzeitigem Konsum von entsprechend viel Brot den Nutzen des Konsumenten anheben. Je nach Einkommen und persönlichen Vorlieben gibt es mittels der Grenzrate der Substitution eine optimale Menge an Brot und Autos für jeden Konsumenten. Die einzelnen Konsumenten haben einen Anreiz zum Tausch untereinander, da ihre Grenzraten der Substitution voneinander abweichen und ein Tausch von Autos und Brot daher zu gegenseitigen Nutzengewinnen führt. Sind die Grenzraten der Substitution der einzelnen Konsumenten, die sich infolge des abnehmenden Grenznutzens beim Tausch verändern und einander anpassen, schließlich bei allen Konsumenten identisch, so lässt sich daraus der optimale Nutzen für die ganze Volkswirtschaft ableiten. Die Nutzenfunktion in Abb.1 zeigt solch einen gleichbleibenden Nutzen. Da, wo die Nutzenfunktion des repräsentativen Konsumenten der Volkswirtschaft die PMK in Punkt  $[Q_a, Q_b]$  berührt, befindet sich die optimal mögliche Mengenkombination von Brot und Autos, die eine effiziente Volkswirtschaft produzieren sollte: Die Grenzraten der technischen Substitution zwischen Arbeit und Kapital sind in allen Verwendungen gleich; die Grenzraten der Substitution für Brot und Autos sind für alle Konsumenten gleich; die Grenzrate der Substitution stimmt mit der Grenzrate der Transformation – dies ist die Steigung der PMK – überein (vgl. LORENZ 2011). Gegeben der begrenzten Ressourcen von Arbeit und Kapital beträgt also  $Q_b$  die optimale Menge an zu produzierendem Brot und  $Q_a$  die optimale Menge an zu produzierenden Autos. Diese sind auf den Achsen in Abb.1 abgetragen:



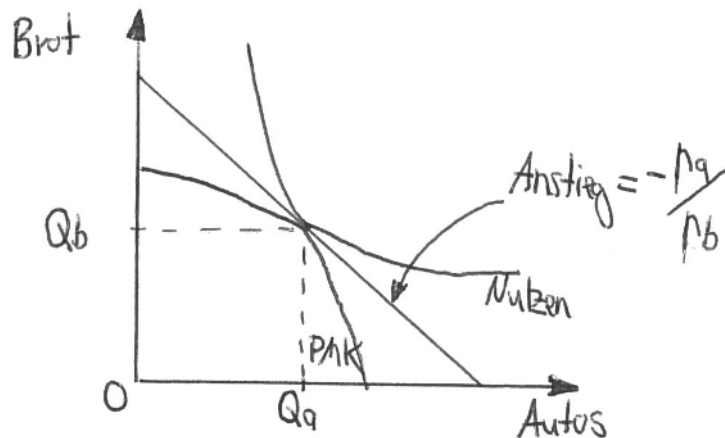


Abb.1: Statisches Zwei-Güter-Gleichgewicht (Quelle: Mehrling 2012a: 3; eigene Darstellung)

Zieht man nun die Budgetgerade durch den Berührungspunkt  $[Q_a, Q_b]$ , so ergibt der Anstieg  $-p_a/p_b$  dieser Geraden den relativen Preis von Autos und Brot, der – wie soeben ausgeführt – von den Produktionsmöglichkeiten und den Konsumentenpräferenzen gemeinsam bestimmt wird. Wichtig erscheint hier, dass der relative Preis lediglich das Austauschverhältnis von Autos und Brot angibt: der Preis von einem Auto ist bspw.  $x$  Einheiten Brot. Man kann umgekehrt auch von den Opportunitätskosten des Konsums eines Autos in Einheiten Brot sprechen: die Kosten des Verzichts der Alternative zum Konsum eines Autos betragen bspw.  $x$  Einheiten Brot. Der relative Preis – in welcher Weise man ihn auch interpretiert – sagt jedoch überhaupt nichts über Geld aus. Ebenso wenig sagt dieses mikroökonomische Modell des statischen Zwei-Güter-Gleichgewichts irgendetwas über das Preisniveau aus. In diese Leere von Geld und allgemeinen Preisniveau tritt die Quantitätsgleichung, die geschrieben werden kann als:

$$MV = PQ, \text{ oder } MV = p_a q_a + p_b q_b \quad (1)$$

Während die rechte Seite der Quantitätsgleichung den Wert aller verkauften Güter, also die Summe der Menge aller verkauften Autos  $q_a$  multipliziert mit deren Preis  $p_a$  und der Menge alles verkauften Brotes  $q_b$  multipliziert mit deren Preis  $p_b$ , angibt, zeigt die linke Seite den Geldumlauf an, der diese Verkäufe ermöglichen muss. Dabei ist  $M$  die Geldmenge und  $V$  die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, d.h. die Schnelligkeit, mit der Geld seinen Besitzer wechselt; letztere ist in Inflationszeiten bspw. besonders hoch, da jeder sein Geld schnell loswerden und Sachwerte halten möchte. Sowohl  $M$  als auch  $V$  stellen zusammen das monetäre Gegenstück zur realen Seite  $PQ$  der Volkswirtschaft dar.

Die monetäre Seite der Volkswirtschaft – ausgedrückt in der linken Seite der Quantitätsgleichung – passt nicht wirklich in das obige mikroökonomische Modell. Gemäß dem Paradigma der Mikroökonomie müsse sie das auch gar nicht, da man Geld  $M$  mittel- und langfristig wie

einen neutralen Schleier behandeln könne, der sich über die realen Transaktionen, die den eigentlichen Kern der Volkswirtschaft ausmachen würden, legt: bleibt die Umlaufgeschwindigkeit  $V$  konstant, so könne man infolge der Neutralität des Geldes die Volkswirtschaft daher so behandeln, als ob lediglich dessen reale Seite existiere, in der eine geldlose Produktion und ein geldloser Tausch von Waren und Dienstleistungen zu relativen Preisen stattfindet. Darüber hinaus ist die Quantitätsgleichung eigentlich eine Identität, doch waren Ökonomen stets versucht, eine Kausalität in die Quantitätsgleichung hineinzulesen (vgl. MEHRLING 2012a: 3). Eine Lesart ist die von links nach rechts: die Quantität des Geldes bestimmt das allgemeine Preisniveau – dies ist die Quantitätstheorie des Geldes. Liest man die Quantitätsgleichung hingegen von rechts nach links, so bestimmt das Ausmaß der wirtschaftlichen Transaktionen den Umfang der Geldbewegungen, die neben Geld auch deren elastische Kreditsubstitute umfassen. In jedem Fall stellt die Abwesenheit von Geld eine Schwäche des Walrasianischen allgemeinen Gleichgewichtsmodells dar (vgl. HAHN 1965).

Irving Fisher erweiterte im 20. Jahrhundert die Idee des Tausches dahingehend, dass auch intertemporaler Tausch zwischen zwei Perioden mit berücksichtigt wird: anstelle von bspw. Brot und Autos waren die beiden Güter nun – etwas abstrakter konzipiert – heutiger Konsum  $C_1$  und zukünftiger Konsum  $C_2$ . Genauer gesagt handelt es sich bei Konsum  $C$  im Grunde auch nur um ein einziges Gut, dessen Produktion und Tausch jedoch – anders als bei den beiden Gütern Brot und Autos – nicht simultan in einer, sondern über zwei Perioden hinweg betrachtet wird. In dem entstehenden Ein-Gut-Zwei-Perioden-Gleichgewicht wird fortan dennoch von den zwei Gütern heutiger Konsum  $C_1$  und zukünftiger Konsum  $C_2$  gesprochen. Auch hier bestimmen die Produktionsmöglichkeiten und die Konsumentenpräferenzen den relativen Preis der beiden Güter, d.h. den Preis einer Einheit heutigen Konsums  $C_1$  in Einheiten zukünftigen Konsums  $C_2$ . Neu hierbei ist die jedoch Konzeption, dass der reale Zinssatz  $r$ , der nichts mit Geld zu tun hat, genau dieser relative Güterpreis zwischen zwei verschiedenen Zeitperioden ist (vgl. MEHRLING 2012a: 4):

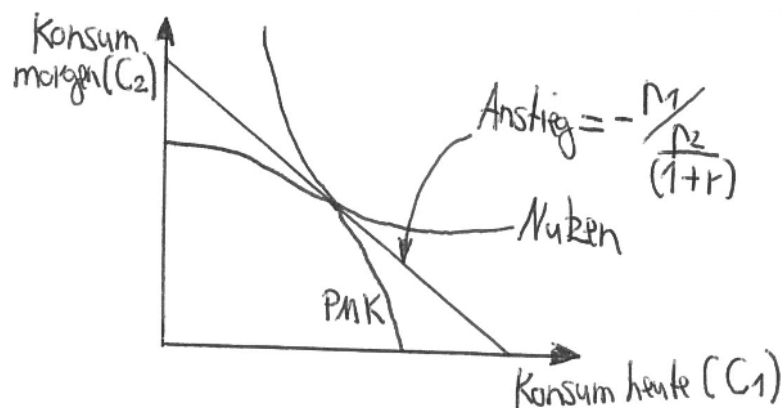


Abb.2: Ein-Gut-Zwei-Perioden-Gleichgewicht (Quelle: Mehrling 2012a: 4; eigene Darstellung)

Im Gleichgewicht  $[C_1, C_2]$  sind – analog zu Produktion und Konsum von Brot und Autos in der obigen Volkswirtschaft – die Grenzrate der Transformation für jeden Produzenten und die Grenzrate der Substitution für jeden Konsumenten identisch. Sie entspricht auch dem Anstieg der Budgetgeraden, die den relativen Preis von  $C_1$  und  $C_2$  zueinander angibt. Da jedoch der heutige Konsum  $C_1$  in der zukünftigen Periode  $C_2$  einen um den Zinssatz  $r$  höheren Wert aufweist, also  $C_2 = C_1 (1+r)$  gilt, und im Umkehrschluss der zukünftige Konsum  $C_2$  in der heutigen Periode  $C_1$  einen um den Zinssatz  $r$  abgezinnten, niedrigeren Wert haben muss, so dass  $C_1 = C_2 / (1+r)$  gilt, beträgt der relative Preis von  $C_1$  und  $C_2$  nicht mehr  $p_a/p_b$ , sowie es in der obigen Brot- und Autovolkswirtschaft der Fall war, sondern  $p_1 / [p_2/(1+r)]$ . Der Gesamtwohlstand  $W$  des repräsentativen Konsumenten der Volkswirtschaft ergibt sich folglich – leicht verändert – aus der Summe der Menge des heutigen Konsums  $C_1$  multipliziert mit dem Preis des heutigen Konsums  $p_1$  und der Menge des zukünftigen Konsums  $C_2$  multipliziert mit dem zukünftigen Preis  $p_2/(1+r)$ , sodass  $W = p_1 C_1 + [p_2/(1+r)] C_2$  gilt.

Jedoch wird wiederum nichts über Geld oder das allgemeine Preisniveau ausgesagt. Nun in Versuchung, diese Leere mit einer Version der Quantitätsgleichung auszufüllen, standen Ökonomen vor einem Problem: der zukünftige Konsum wird nämlich nicht wirklich heute getauscht, sodass man ihn daher auch nicht zusammen mit dem heutigem Konsum in die rechte Seite der Quantitätsgleichung einsetzen kann. Die große Innovation Irving Fisher's bestand nun darin, zu erkennen, dass gerade der Markt für Wertpapiere ein solcher heutiger Markt mit heutigen Preisen ist, auf dem Ansprüche auf zukünftigen Konsum getauscht werden. (vgl. MEHRLING 2012a: 5)

Stellen wir uns – dies veranschaulichend – zwei Typen von Menschen vor: beide haben genau dieselben Produktionsmöglichkeiten und produzieren zusammen sämtliche heutigen und zukünftigen Konsumgüter; doch bevorzugt der eine heutigen Konsum stärker als zukünftigen und der andere zukünftigen Konsum stärker als heutigen. Der gegenwartsorientierte Mensch konsumiert folglich einen größeren Anteil der heutigen und der zukunftsorientierte Mensch einen größeren Anteil der zukünftigen Güter. Der relative Preis von heutigen Gütern und zukünftigen Gütern  $p_1 / [p_2/(1+r)]$  beinhaltet den Faktor  $(1+r)$  bzw.  $1/(1+r)$ , welches zunächst einmal wie der reine Preis von Zeit aussieht. Da man jedoch konkret keine Güter durch die Zeit hindurch tauschen kann, ist folgende Erklärungssequenz unter Einbezug des Wertpapiermarktes realitätsnäher: Heute bzw. in Periode 1 leiht sich der gegenwartsorientierte Konsumententyp A über den Wertpapiermarkt heutige Güter vom zukunftsorientierten Konsumententyp B zum realen Zinssatz  $r$  aus und konsumiert so mehr von den heutigen Gütern als er produziert; in Periode 2 konsumiert sodann der zukunftsorientierte Konsumententyp B mehr

von den zukünftigen Gütern als er produziert, indem er die in Periode 1 über den Wertpapiermarkt an Konsumententyp A verleiht und mit dem realen Zinssatz  $r$  verzinsten Güter zurückbekommt. Trotzdem also A und B in Periode 1 und Periode 2 exakt genauso viel, nämlich das Gleichgewicht  $[C_1, C_2]$ , produzieren, können sie mittels des Wertpapiermarktes ihren unterschiedlichen Konsumneigungen nachgehen. Dieses Ausleihen und Verleihen zum realen Zinssatz  $r$  kann so gedacht werden, dass es durch Finanzintermediäre erleichtert wird. Die Quantität der ausstehenden Kredite hängt also diesem Modell zufolge von der Unterschiedlichkeit zwischen den Menschen ab (vgl. MEHRLING 2012a: 5):

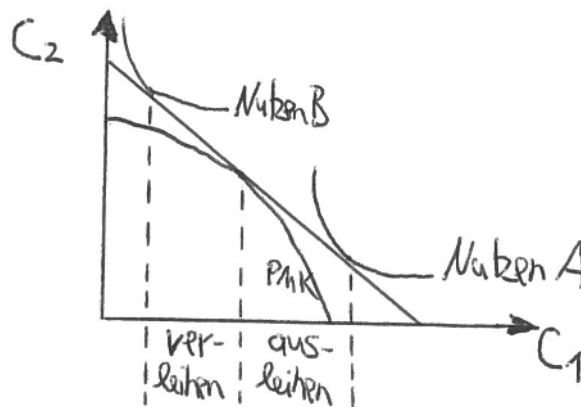


Abb.3: Zwei Personen im Fisher-Modell (Quelle: Mehrling 2012a: 5; eigene Darstellung)

Die rechte Seite der Quantitätsgleichung lässt sich auf diese Weise zu einem intertemporalen Gleichgewicht erweitern: an die Stelle, wo sich zuvor der zukünftige Konsum  $C_2$ , der mangels konkreter Tauschbarkeit dem Einsatz der Quantitätsgleichung zunächst im Wege stand, befand, treten nun die finanziellen Transaktionen  $F$  am Wertpapiermarkt und die Preise  $(1/1+r)$ , zu denen sie stattfinden. Zusammen mit den bereits vorhandenen, heutigen Gütertransaktionen  $C$  und den Preisen  $p_c$ , zu denen diese stattfinden, ergibt sich Irving Fisher's Transaktionsversion der Quantitätsgleichung (vgl. FISHER 1911; MEHRLING 2012a: 5):

$$MV = PT, \text{ oder } MV = p_c C + (1/1+r) F \quad (2)$$

Diese sog. Transaktionsversion der Quantitätsgleichung drückt – wie Gleichung (1) oben – zunächst einmal nur eine Identität aus. Erst wenn man sie mit Kausalität von links nach rechts oder von rechts nach links liest, nimmt man eine spezifische theoretische Perspektive zu Geld und allgemeinen Preisniveau ein.

## 1.2.2 Konzeption von Geld in der Makroökonomie

Wird Gleichung (2) von links nach rechts gelesen, so impliziert man, dass die Zentralbank durch monetäre Manipulationen nicht nur das allgemeine Preisniveau bzw. den Preis für

Konsumgüter, sondern auch den Preis für Kapitalgüter und somit den Zinssatz  $r$  beeinflussen kann. Darin liegt die Idee, die sich im IS-LM-Modell ausdrückt: durch Änderung des Geldangebots können die monetären Autoritäten auf die reale Wirtschaft einwirken (vgl. MEHLING 2012a: 6):

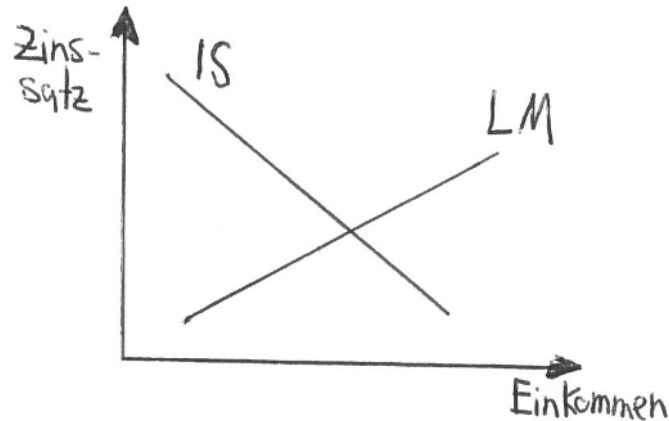


Abb.4: IS-LM Modell (Quelle: eigene Darstellung)

Abschließend soll übergreifend in Erinnerung gerufen werden, dass das IS-LM Modell eine von John Hicks und Alvin Hansen Ende der 1930er Jahre weiterentwickelte und visualisierte Version der von John Maynard Keynes 1936 in seinem Hauptwerk veröffentlichten *Allgemeine[n] Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes* darstellt. Von Paul Samuelson in seinem Lehrbuch *Economics* seit 1948 weltweit popularisiert, ist es geläufig, die neoklassische Synthese des IS-LM-Modells mit keynesianischer Theorie gleichzusetzen. Doch werden somit die Theorien Keynes, die von der Weltwirtschaftskrise nach 1928 und der Depression der 1930er Jahre inspiriert sind, auf ein allgemeines Gleichgewichtsmodell reduziert. Fragt man sich bspw., warum Wirtschaftssubjekte zinsloses Geld halten möchten, d.h. eine Liquiditätspräferenz haben, anstatt dieses ertragsbringend anzulegen, so finden das Transaktionsmotiv, wonach für tägliche Transaktionen ein bestimmter Bestand an Bargeld und Sichteinlagen vorgehalten wird, und das Spekulationsmotiv, das das Horten von Geld in Anbetracht einer ungewissen Zukunft darstellt, Eingang in die Geldnachfragefunktion  $L$  und somit in die LM-Kurve. Das Ausmaß des Hortens von Geld wird jedoch in der Geldnachfragefunktion  $L$  als einzig und allein abhängig vom Zinssatz betrachtet und die Ungewissheit über die Zukunft somit weitgehend ausgeblendet. Es ist fraglich, ob es wirklich überwiegend die Sorge um den Zinssatz ist, der Unternehmer nachts bei der Frage, ob sie ihr angesammeltes Geldkapital real investieren sollten oder nicht, nicht schlafen lässt oder ob diese Entscheidung nicht vielmehr von der allgemeinen Wirtschaftslage und den Nachfrageaussichten auf die eigene Investition stark beeinflusst wird. Die Berücksichtigung von tatsächlicher Ungewissheit ist nur ein Beispiel, wo die mathematisch-theoretische mikro- und makroökonomische

Modellierung an ihre Grenzen stößt. Generell scheint es – trotz entgegenlaufender Versuche von Ökonomen seit Jahrhunderten – ein unüberwindbares theoretisches Manko zu sein, gleichzeitig eine Theorie des Wachstums und eine Theorie des Wertes zu kombinieren (vgl. VAROUFAKIS ET AL. 2011: 291): in einer allgemeinen Werttheorie wie dem walrasianischen oder Arrow-Debreu Gleichgewichtsmodell gibt es bspw. kein Wachstum in der Wirtschaft, da von Zeit abstrahiert wird ; in einer Wachstumstheorie wie dem Solow-Modell gibt es wiederum keine ausreichende Komplexität, da hier nur eine Ein-Sektoren-Wirtschaft und ein einzelner repräsentativer Konsument angenommen wird. Man opfert also entweder Zeit um Komplexität zu gewinnen, oder umgekehrt (vgl. VAROUFAKIS ET AL. 2011: 291). Als Ursache für die Unvereinbarkeit einer Theorie des Wertes und einer Theorie des Wachstums können die folgenden zwei Quellen radikaler Unbestimmtheit angesehen werden: die Nicht-Reduzierbarkeit von Arbeitsinput, und daher Kapital, zu einer wohl definierten Metrik; sowie die Nicht-Reduzierbarkeit menschlicher Zukunftsprognosen zu einer wohl definierten mathematische Erwartungsfunktion (vgl. VAROUFAKIS ET AL. 2011: 298).

### **1.3 Die Perspektive der „Finance“**

Die Zukunft bestimmt typischerweise die Gegenwart in der Finance: die gegenwärtigen Kapitalpreise sind das Ergebnis von Ideen über zukünftige Einzahlungsströme, die wir auf die Gegenwart abzinsen; zwar können Ideen nicht die physische Quantität des momentan verfügbaren Kapitals verändern, doch können sie sehr wohl und leicht die Bewertung dieses Kapitals verändern, einschließlich der Bewertung noch nicht getätigter Kapitalinvestitionen (vgl. MEHRLING 2012a: 2). Indem sie einen Pfad zeichnen, der die Gegenwart mit einer möglichen zukünftigen Welt verbindet, verändern Ideen, so flüchtig und ungreifbar sie auch sein mögen, eben diese gegenwärtige Welt (vgl. MEHRLING 2012a: 2).

Die revolutionäre Idee der Finance liegt in der Berücksichtigung von Risiko. (vgl. MEHRLING 2012b: 10). Hierin lässt sich einerseits eine Fortführung von Irving Fisher's Gedanken erkennen, der – wie oben ausgeführt – das mikroökonomische statische Zwei-Güter-Gleichgewicht um eine zweite Periode zukünftigen Konsums erweiterte und somit das Ein-Gut-zwei-Perioden-Gleichgewicht bestehend aus heutigem und zukünftigem Konsum entwickelte; dabei zeigte sich, dass Zeit einen Preis hat, der den relativen Preis zwischen heutigen und zukünftigen Gütern durch den realen Zinssatz  $r$  am Wertpapiermarkt ausdrückt. Nun wird betont, dass der relative Preis von heutigen und zukünftigen Gütern nicht nur den Preis von Zeit, sondern vor allem auch den Preis von Risiko beinhaltet. Die Perspektive der Finance

geht andererseits jedoch auch noch darüber hinaus: denn Ausgangspunkt ist nicht die Welt der Warengüter, sondern die der Wertpapiere: Aktien, Anleihen, Aktienoptionen, Wandelschuldverschreibungen, Zertifikate, verbriefte Hypothekendarlehen, Zinsderivate, Credit Default Swaps und viele weitere konventionelle und unkonventionelle Wertpapiere stehen seit den 1960er Jahren mit der Entwicklung der Finance im Fokus des Interesses. Insbesondere seit den 1990er Jahren bis hin zur Finanzkrise 2007 bis 2009 weitete sich verbunden mit der Liberalisierung von Kapitalmärkten der Wertpapierhandel zunehmend aus, auch bedingt durch Theorien effizienter Kapitalmärkte sowie weiterer Neuerungen aus dem Bereich der wissenschaftlichen Finance. Für die Finance grundlegend sind dabei die *Portfoliotheorie* sowie das *Capital Asset Pricing Model* (CAPM).

Betrachten wir die Aktie A, die insgesamt zum Kurs 100 gekauft wurde und am Ende von Jahr 1 einen Kurs von 105 aufweist: die vergangene Rendite beträgt  $(105-100)/100 = 5\%$ . Steigt der Kurs zum Ende von Jahr 2 auf 126, fällt dann zum Ende von Jahr 3 auf 94,5 und steigt wiederum zum Ende von Jahr 4 auf 113,4, so beträgt die vergangene Rendite für Jahr 2  $(126-105)/105 = 20\%$ , für Jahr 3  $(94,5-126)/126 = -25\%$  und für Jahr 4  $(113,4-94,5)/94,5 = 20\%$ . Über den gesamten Zeitraum gesehen beläuft sich die vergangene, jährliche Rendite auf  $\sqrt[4]{(113,4/100)} - 1 \approx 3,194\%$ , da 100 jedes Jahr mit 3,194% bzw.  $(1,03194)^4$  verzinst den Kurs von 100 zum Ende von Jahr 4 ergibt. Diese durchschnittliche, jährliche Rendite über den gesamten Zeitraum nimmt man jedoch nicht als Basis für zukünftige Renditeerwartungen, da der Erwartungswert die schwankenden Renditen über die einzelnen Perioden etwas besser aufzeigt. Der Erwartungswert  $E(R)$  ist die auf Basis der vergangenen Renditen in jeder der vier Jahre im Mittel zu erwartende Rendite; er errechnet sich über das gewichtete arithmetische Mittel der vergangenen vier Renditen und beträgt  $\frac{1}{4} (5\% + 20\% - 25\% + 20\%) = 5\%$ . Zukünftige Renditeerwartungen bezeichnend, stellt der Erwartungswert das Gut von Interesse dar. Demgegenüber findet sich nun hingegen kein zweites Gut, sowie es bei den obigen Modellen mit den zwei Gütern Brot und Autos bzw. heutiger und zukünftiger Konsum der Fall war, sondern gewissermaßen ein Schlecht, nämlich Risiko. Das Schlecht Risiko steht für die Unsicherheit, mit der die zukünftig erwarteten Renditen auch tatsächlich eintreten; hierzu bedient man sich vor allem der Volatilität und schätzt anhand der Varianz  $s^2$  bzw. Standardabweichung  $s = \sqrt{s^2} = \sqrt{1/n \sum (R_i - E(R))^2}$  der vergangenen Perioden für die zukünftigen Perioden, wie stark die einzelnen Renditen der Perioden um den Mittelwert, d.h. den Erwartungswert, schwanken. Die Standardabweichung der Aktie, die hier  $s = \sqrt{1/4 (5\% - 5\%)^2 + (20\% - 5\%)^2 + (-25\% - 5\%)^2 + (20\% - 5\%)^2} = \sqrt{1/4 (0 + 225 + 900 + 225)} =$

$\sqrt{337,5} \approx 18,4\%$  beträgt, lässt sich – bei angenommener Normalverteilung und größerer Anzahl vergangener Renditen – dann so interpretieren, dass die zukünftig erwartete Rendite der Aktie in zirka 70% der Fälle zwischen  $5\% - 18,4\% = -13,4\%$  und  $5\% + 18,4\% = 23,4\%$  und in zirka 95% der Fälle zwischen  $5\% - 2 \cdot 18,4\% = -31,8\%$  und  $5\% + 2 \cdot 18,4\% = 41,8\%$  liegt. Das 70%- und das 95%-Intervall sind beide mit  $[-13,4\%; 23,4\%]$  bzw.  $[-31,8\%; 41,8\%]$  relativ breit, sodass ein hohes Risiko vorhanden ist, dass der Erwartungswert von 5% und die tatsächliche zukünftige Rendite stark voneinander abweichen werden. Nehmen wir an, eine weitere Aktie B ist ebenfalls für den Kurs 100 zu kaufen und weist mit dem Kursverlauf von 120, 90, 94,5 und 113,4 zum Ende von Jahr 1, 2, 3 bzw. 4 sowie den daraus für die jeweiligen Jahre folgenden Renditen in Höhe von  $(120-100)/100=20\%$ ,  $(90-120)/120=-25\%$ ,  $(94,5-90)/90=5\%$  und  $(113,4-94,5)/94,5=20\%$  den gleichen Erwartungswert von  $\frac{1}{4} (20\% - 25\% + 5\% + 20\%) = 5\%$  und auch die gleiche Standardabweichung von  $s = \sqrt{\frac{1}{4} (20\% - 5\%)^2 + (-25\% - 5\%)^2 + (5\% - 5\%)^2 + (20\% - 5\%)^2} = \sqrt{\frac{1}{4} (225 + 900 + 0 + 225)} = \sqrt{337,5} \approx 18,4\%$  wie Aktie A auf. Die Erkenntnis der *Portfoliotheorie* besteht nun darin, zu erklären und nachzuweisen, dass wenn man bspw. anstelle von 10 Aktien A für 1000 jeweils 5 Aktien A für 500 und 5 Aktien B für 500 kauft, man für das gesamte Portfolio der Aktien A und B, das ebenfalls einen Wert von 1000 aufweist, die zukünftig erwartete Rendite von 5% beibehält, die Standardabweichungen der Aktien A und B von einzeln jeweils 18,4% sich im Portfolio jedoch erfreulicherweise auf 11,9% verringern: die Aufteilung der 1000 zu gleichen Teilen auf die Aktien A und B hat also die Volatilität reduziert, sodass sich folglich auch das 70%-Intervall von  $[-13,4\%; 23,4\%]$  auf  $[-6,9\%; 16,9\%]$  und das 95%-Intervall von  $[-31,8\%; 41,8\%]$  auf  $[-18,8\%; 28,8\%]$  unsicherheitsreduzierend verringert. Dies wird auch als Risikodiversifikation bezeichnet. Ursache hierfür ist die Tatsache, dass Aktien miteinander nicht zu 100% in die gleiche Richtung schwanken, ihre Korrelation also eigentlich immer kleiner 1 und in diesem Beispiel mit  $-0,167$  sogar negativ ist. Kombiniert man auf diese Weise viele Aktien miteinander, so reduziert sich das Risiko im Portfolio noch weiter bzw. ist es möglich, bei gleichem Risiko eine höhere erwartete Rendite zu erreichen. Die Effizienzlinie in Abb. 5 zeigt dieses Austauschverhältnis zwischen Erwartungswert und Risiko: entsprechend Portfolioberechnungen wie der obigen weisen bestimmte Kombinationen von Aktien zu bestimmten Anteilen im oberen, nach rechts ansteigenden Kurvenverlauf der Effizienzlinie die bestmögliche zu erwartende Portfoliorendite bei einem gegebenen Portfoliorisiko auf. Immerhin bevorzugen Investoren –



so die Annahme – eine höhere erwartete Rendite bei möglichst niedriger Standardabweichung und umgekehrt. Berücksichtigt man nun, dass ein Investor stets zum risikofreien Zinssatz Geld am Geldmarkt ausleihen und verleihen kann, so wird die Effizienzlinie zu einer Tangente und das diese berührende sog. Tangenzportfolio das optimale Portfolio; je nach Risikoneigung des Investors kann nämlich nun eine höhere Rendite bei gegebenem Risiko erzielt werden, wenn er oder sie nur einen Teil des Vermögens in das Tangenzportfolio – bestehend aus einer portfolioeffizienten Kombination von Aktien – investiert und den verbleibenden Teil am Geldmarkt risikofrei ausleiht oder sich sogar noch zusätzlich Geld am Geldmarkt ausleiht, um so noch mehr als das eigene Vermögen in das Tangenzportfolio zu investieren. Auf alle Investoren und den ganzen Kapitalmarkt verallgemeinert führt diese Überlegung zum *Capital Asset Pricing Model (CAPM)*: das Tangenzportfolio wird nun zum Marktportfolio M mit dem Erwartungswert  $E(R)_m$ , das alle Investoren zu einem bestimmten Anteil halten, und die anliegende Tangente ist nun die Kapitalmarktlinie in Abb.5. Bei zwei Typen von Investoren, nämlich risikotoleranten und nicht so risikotoleranten Investoren, halten – wenngleich im Kapitalmarktgleichgewicht alle Investoren das gleiche Marktportfolio M auswählen – die risikotoleranten mehr und die nicht so risikotoleranten weniger vom Marktportfolio M. Dies geschieht dadurch, dass die risikotoleranten Investoren sich von den nicht so risikotoleranten Investoren zum risikofreien Zinssatz  $R_f$  Geld ausleihen. Die Interaktion dieser beiden Investorentypen bestimmt folglich gemeinsam die zwei Preise, nämlich den Preis für Zeit in Form des risikofreien Zinssatz  $R_f$  sowie den Preis für Risiko  $E(R)_m - R_f$ , der sich aus der zukünftigen erwarteten Rendite des Marktportfolios abzüglich des risikofreien Zinssatzes ergibt:

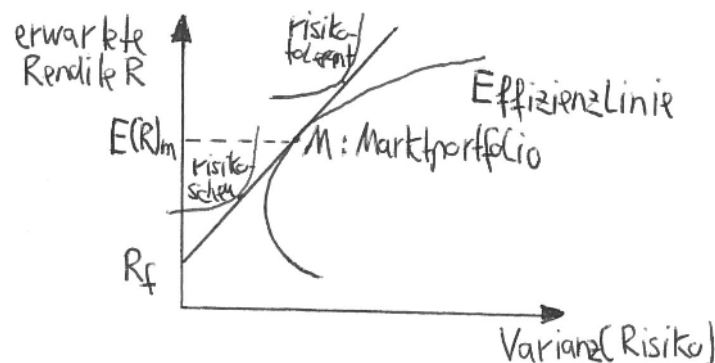


Abb.5: Capital Asset Pricing Modell (CAPM) (Quelle: Mehrling 2012a: 7; eigene Darstellung)

In einer CAPM-Welt lassen sich Banken als Intermediäre zwischen risikotoleranten Personen, an denen sie Kredite vergeben, und weniger risikotoleranten Personen, von denen sie Einlagen für den risikofreien Zins entgegen nehmen, ansehen (vgl. MEHRLING 2012a: 7). Wenn Person A, risikotolerant, und Person B, risikoscheu, beide ein Vermögen von 200 haben, dann

könnte B bspw. nur 100 in das Marktportfolio investieren und die restlichen 100 bzw. 50% als Einlage bei der Bank belassen, während A sich sogar noch einen Kredit von 100 von der Bank geben lässt, um dann 300 bzw. 150% seines Vermögens in das Marktportfolio zu investieren.

risikotolerant A		Bank		risikoscheu B	
Aktiva	Passiva	Aktiva	Passiva	Aktiva	Passiva
300 Markt	100 Kredit	100 Kredit	100 Einlage	100 Markt 100 Einlage	

Abb.6a: Bank als Finanzintermediär in einer CAPM-Welt (Quelle: eigene Darstellung)

Steigt der Preis des Marktes nun um 10%, dann steigt der Wert des Marktportfolios von B auf 110. Da B seine Vermögensbalance wahren möchte, verkauft er 5 und erhöht seine Einlagen um 5. A hingegen, dessen Marktportfolio schon auf 330 gestiegen ist, wittert den wirtschaftlichen Aufwind, nimmt einen möglichen weiteren Kredit von 5 auf und erweitert sein Marktportfolio hiermit um 5 auf 335.

risikotolerant A		Bank		risikoscheu B	
Aktiva	Passiva	Aktiva	Passiva	Aktiva	Passiva
335 Markt	105 Kredit	105 Kredit	105 Einlage	105 Markt 105 Einlage	

Abb.6b: Ansteigen des Marktpreises in einer CAPM-Welt (Quelle: eigene Darstellung)

Sinkt der Preis des Marktes nun um 40%, dann sinkt der Wert des Marktportfolios von B um 42 auf 63. Da B nun ein zu sicheres Gesamtportfolio hat, zieht er 21 von seinen Einlagen ab und erhöht sein Marktportfolio um 21 auf 84. Das Marktportfolio von A sinkt hingegen um 134 auf 201. Da A trotz Risikotoleranz nun sogar mit  $105/201 \approx 52\%$  fremdfinanziert ist, reduziert er sein Marktportfolio um weitere 21 auf 180 und verringert damit seinen Kredit um 21 auf 84.

risikotolerant A		Bank		risikoscheu B	
Aktiva	Passiva	Aktiva	Passiva	Aktiva	Passiva
180 Markt	84 Kredit	84 Kredit	84 Einlage	84 Markt 84 Einlage	

Abb.6c: Sinken des Marktpreises in einer CAPM-Welt (Quelle: eigene Darstellung)

Mehrere Beobachtungen lassen sich aus dem Beispiel ableiten. Erstens sieht man, dass alle Investoren eine Risikoanpassung ihres Gesamtportfolios vornehmen, wenn sich der Preis des Kapitalmarktes verändert; durch Umschichten des Portfolios wird die gewünschte portfolioeffiziente Kombination aus erwarteter Rendite und Risiko entsprechend der persönlichen Risikoneigung wiederhergestellt. In einer CAPM-Welt erfolgt dieser Risikoanpassungsprozess absolut reibungslos: der Kapitalmarkt ist völlig liquide, d.h. es gibt niemals ein Problem, Wertpapiere zu kaufen und zu verkaufen, und die Preise sind alle effizient, d.h. die tatsächlich

vorhandenen Wertpapierpreise entsprechen immer den wahren relativen Preisen. Neben Preisveränderungen im Kapitalmarkt wird dieser Risikoanpassungsprozess zwischen den Investoren auch durch sich verändernde zukünftige Ideen, Erwartungen und Risikoneigungen seitens der Investoren ausgelöst und findet ständig statt.

Wichtig ist, dass dadurch zweitens die Quantität der ausstehenden Bankkredite und Bank-einlagen – die Bankbilanz dehnte sich zunächst um 5 von 100 auf 105 aus und kontrahierte sodann um 21 von 105 auf 84 – ausschließlich durch das private Angebot und die private Nachfrage der Investoren bestimmt wird; das gleiche gilt für den Zinssatz (vgl. MEHRLING 2012a: 7). Die Quantität des Geldes und der Zinssatz als endogene Variablen werden also nicht durch Geldpolitik und monetäre Autoritäten bestimmt, sondern einzig und allein durch das private Handeln der Investoren, die im Rahmen ihrer Portfoliorisikoanpassung ihre Einlagen bei der Bank erhöhen bzw. weiteren Bankkredit nachfragen. Diese CAPM-Sichtweise lässt sich auch mittels der Quantitätsgleichung illustrieren. Die monetäre Seite der Volkswirtschaft MV, d.h. die linke Seite von Gleichung (2), setzt sich zusammen aus dem Zentralbankgeld  $M'$  und dessen Umlaufgeschwindigkeit  $V'$  sowie den Bankeinlagen  $M''$  und deren Umlaufgeschwindigkeit  $V''$ , sodass  $MV = M'V' + M''V''$  gilt und sich obige Gleichung (2) folglich zur vollständigen Transaktionsversion der Quantitätsgleichung von Irving Fisher erweitern lässt:

$$M'V' + M''V'' = p_c C + (1/1+r) F \quad (3)$$

Anders als beim IS-LM-Modell in Abb. 4 – hier wurde Gleichung (3) entsprechend der Quantitätstheorie des Geldes von links nach rechts gelesen: die Zentralbank kann durch eine Änderung des Zentralbankgeldes  $M'$  oder der Möglichkeiten von Geschäftsbanken zur Schöpfung von Bankkrediten und -einlagen  $M''$  das allgemeine Preisniveau  $p_c$  und über den Preis der Kapitalgüter auch den Zinssatz  $r$  beeinflussen –, legt diese CAPM-Sichtweise nahe, Gleichung (3) von rechts nach links zu lesen: die erfolgreiche Risikoanpassung der Investoren bei fluktuierenden Kapitalmarktpreisen  $(1/1+r) F$  erfordert, dass die Bankkredite und -einlagen  $M''$  frei fluktuieren können, d.h. elastisch sind, und ebenso muss der Preis des Geldes, der Zinssatz  $r$ , frei fluktuieren können, damit sich der Markt für risikoloses Ausleihen und Verleihen von Geld räumen kann. (vgl. MEHRLING 2012a: 8)

In dieser CAPM-Welt gibt es somit keinen Platz für Geld oder Geldpolitik. Eine Zentralbank bzw. eine Geldpolitik, die das Geldangebot  $M'$  und  $M''$  oder den Zinssatz  $r$  kontrolliert, würde nur zu Ineffizienzen führen, falls entsprechende Kontrollen und Regelungen nicht sowieso umgangen würden (vgl. MEHRLING 2012a: 8) Abschließend lässt sich die Idee der Elasti-

zität der Bankeinlagen und -kredite  $M^{\prime\prime}$  im Kapitalmarkt auch theoriekonform und konsequent auf die Elastizität von  $M^{\prime\prime}$  im Zahlungssystem erweitert (vgl. MEHRLING 2012a: 9). So dehnt sich bspw.  $M^{\prime\prime}$  aus, wenn eine Person mit negativem Kontostand eine Überweisung an eine Person mit positivem Kontostand bei einer anderen Bank durchführt, und kontrahiert sich  $M^{\prime\prime}$ , wenn umgekehrt eine Person mit positivem Kontostand eine Überweisung an eine Person einer anderen Bank mit negativem Kontostand ausführt. Auch in der Geld-Perspektive ist neben Disziplin eine ausreichende Elastizität des Zahlungssystems wichtig; diese leitet sich hier jedoch nicht aus der Notwendigkeit der Elastizität von  $M^{\prime\prime}$  am Kapitalmarkt, sondern aus Überlegungen zu Liquidität und Marktmachern her.

Die Abstraktion von Liquidität und Marktmachern stellt somit den größten Kritikpunkt der reinen Finance-Perspektive dar. Liquide Märkte mit effizienten Preisen – sowie sie die reine CAPM-Welt für den Kapitalmarkt und darüber hinaus für sich in Anspruch nimmt – sind nämlich keineswegs absolut selbstverständlich. Vielmehr hängt Marktliquidität von Marktmachern ab (vgl. MEHRLING 2012a: 9). Solche Marktmacher halten ein Inventar an Wertpapieren vor und bieten einen An- und Verkaufskurs an, zu dem sie mit jedermann zum Handel bereit sind. Darüber hinaus müssen Marktmacher stets zahlungsfähig sein, d.h. sie müssen zu jedem Zeitpunkt den eingegangenen Zahlungsverpflichtungen nachkommen können. Dies gilt nicht nur für Marktmacher, sondern für jede Person im Wirtschaftsleben. Das Risiko, nicht zahlungsfähig bzw. illiquide sein zu können, ist also praktisch höchst bedeutsam.

## **2. Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten**

### **2.1 Die Geld-Perspektive: Grundlegendes**

Die Gegenwart bestimmt typischerweise die Gegenwart in der Geld-Perspektive: zu jedem gegenwärtigen Zeitpunkt – Minute für Minute, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat und Jahr für Jahr – ist jede ökonomische Einheit – seien es nun einzelne Personen, Haushalte, Unternehmen, Regierungen oder ganze Nationen – daran gebunden und muss dafür Sorge tragen, dass sie ihren Zahlungsverpflichtungen nachkommen kann, sie also ihre Zahlungszuflüsse und Zahlungsverpflichtungen so miteinander ausbalanciert, dass stets ausreichend Zahlungszuflüsse vorhanden sind, um die bestehenden Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen. Diese sog. Liquiditätsbedingung, wonach „Zahlungszuflüsse - Zahlungsverpflichtungen  $\geq 0$ “ gilt, nennt man in Anlehnung an Hymen Minsky auch „survival constraint“ bzw. „Überlebens-Bedingung“. Droht die Überlebens-Bedingung zu reißen, so müssen die betrof-

fenen ökonomischen Einheiten handeln: um ihren gegenwärtigen Zahlungsverpflichtungen nachzukommen und nicht zahlungsunfähig zu sein, können sie sich bspw. privat, am Geldmarkt oder bei der Bank Zahlungsmittel ausleihen. Sie geben somit das Versprechen ab, diese Zahlungsmittel zuzüglich Zinsen in der Zukunft zurückzuzahlen. Sie verpflichten sich zwar zur Zahlung eines Teils ihrer erwarteten zukünftigen Zahlungszuflüsse. Jedoch gewinnen sie – was bei Zahlungsmittelknappheit wichtiger für sie ist – auch erst einmal etwas Zeit und können den finalen Zahlungsausgleich in die Zukunft hinausschieben.

Die Möglichkeit, solche Kredite aufzunehmen, kennzeichnet die Elastizität eines Geldsystems. Sind die Muster aus Zahlungszuflüssen und -abflüssen gegenwärtig unausgewogen, so können sie mittels solcher Kreditaufnahme in die Zukunft hinausgeschoben werden, wo sie dann möglichst durch gegenläufige Muster der Unausgewogenheit ausgeglichen werden können. Für dieses Hinausschieben der Unausgewogenheiten in den Zahlungsmustern in die Zukunft fallen Kosten an, nämlich die des gegenwärtigen Geldzinssatzes, der somit nicht nur ein Symptom des Ausmaßes der Unausgewogenheit, sondern auch einen Anreiz dafür darstellt, den Kredit möglichst bald zurückzubezahlen. Hierin liegt die Disziplin im Geldsystem. Eine extreme Form der Disziplin sind Finanzkrisen, die entstehen, wenn solche Verzögerungstaktiken nicht länger funktionieren. (vgl. MEHRLING 2012c: 1)

Die Geld-Perspektive erwuchs und erwächst aus praktischen Erfahrungen mit dem Geldsystem. Ihr Anliegen war und ist es stets gewesen – ausgehend von der jeweiligen gegenwärtigen Situation im historischen Hier und Jetzt –, ein wenig besser die sie unmittelbar umgebende Welt und die sich wandelnden monetären Phänomene darin verstehen zu lernen und auf dieser Basis einen ganz persönlichen Beitrag zu dessen Verbesserung zu leisten. In der Traditionslinie eines kontinuierlichen Flusses tätiger, intellektueller Auseinandersetzung stehend, bewahrte sie sich stets den Blick auf die reale Welt. Um diesen praktischen Weltbezug in seiner Spezifität etwas besser nachvollziehen zu können, ist ein grundlegendes Verständnis der zwei großen Traditionen des Denkens über Geld von Vorteil, sowie sie Joseph A. Schumpeter in seiner monumentalen, 1954 veröffentlichten *History of Economic Analysis* (vgl. SCHUMPETER 1954: 274-285) als Metallismus und Chartalismus herausgearbeitet hat.

Die dominante Tradition – später von Georg Friedrich Knapp in seinem Buch *Staatliche Theorie des Geldes* (vgl. KNAPP 1905) als Chartalismus bezeichnet, das vom lateinischen Wort „charta <ae>, f: Papyrusblatt, Papier, Blatt“ herrührt und in der Wortkombination charta argentaria/ nummaria auch Banknote bzw. Geldschein bedeutet – hat ihren Ursprung in der lokalen Welt des Einzelhandels. Von Kurant- zu Scheidemünzen und staatlichem Papiergeld voranschreitend entwickelte sie sich entlang der Linie dessen, was wir oben die Quantitäts-

theorie des Geldes nannten, d.h. Gleichung (3) von links nach rechts lesend. Ihre große Einsicht lautet: Geld dient im Austausch lediglich als Wertmarke bzw. Token; folglich gibt es keinen praktischen Grund dafür, dass die physische Substanz des Geldes einen eigenen intrinsischen Wert hätte oder relevant für die Bestimmung des Wertes von Geld wäre (vgl. MEHRLING 1997: 4). Unter Einsparung knapper sozialer Ressourcen könne man anstatt Goldmünzen unterschiedslos auch Papiergeld verwenden. Das Vertrauen in das Geld rührt vielmehr von dessen sozialer Akzeptanz, die vom König bzw. Staat gewährleistet wird. Kraft dieser Autorität ist Geld daher allein eine Schöpfung des Königs bzw. Staates. All dies führt zu der Frage: was bestimmt den Wert von Geld? Die Antwort lautet hier: die Quantität des Geldes. Verdoppelt sich die Menge des Geldes – ob Goldmünzen oder Papiergeld –, so halbiert sich, da die Menge an Gütern und Dienstleistungen in der Volkswirtschaft weiterhin unverändert bleibt, lediglich der Anteil des sozialen Outputs, den jede Geldeinheit repräsentiert und somit der Wert jeder Geldeinheit (vgl. MEHRLING 1997: 4).

Die alternative – von Schumpeter als Metallismus identifizierte – Tradition in der Geschichte der Ökonomie, die immer auch parallel zur chartalistischen Quantitätstheorie verlief, ging anders als diese nicht von Geld und der lokalen Welt des Einzelhandels, sondern von Kredit und der überregionalen und internationalen Welt des Großhandels aus. Sie entwickelte eine alternative Kredittheorie des Geldes. Ihre große Einsicht lautet: Geld ist die höchste Form von Kredit; ein Kredit ist dabei ein Versprechen, zu einem späteren Zeitpunkt irgendwann in der Zukunft zu bezahlen, wobei die Qualität eines bestimmten Kredits von dem, was inhaltlich versprochen wurde, sowie generell von der Glaubwürdigkeit des Versprechens abhängt (vgl. MEHRLING 1997: 4). Wenn bspw. Gold bzw. Goldmünzen als Zahlungsmittel zirkulieren, d.h. Geld sind, so sind glaubwürdige Versprechen, auf Verlangen Gold zu bezahlen, potentiell ebenfalls Geld. Diese Versprechen, auf Verlangen Gold zu bezahlen, können als Zahlungsmittel genutzt werden, wenn bspw. die Menge an Goldmünzen zur Durchführung der wirtschaftlichen Transaktionen unzureichend ist. Zunächst werden Versprechen bzw. Kredite höchster Qualität wie Banknoten mobilisiert, woraufhin dann Kredite gewissermaßen niedriger Qualität wie Bankeinlagen und später dann Wertpapiere ebenfalls verfügbar werden. Es entsteht eine Hierarchie von Kredit. All dies führt zu der Frage: was bestimmt die Quantität von Geld? Die Antwort lautet hier: die Nachfrage nach Geld. Ist die Geldnachfrage größer als die derzeit verfügbare Quantität von Geld, so kommt die nächste Qualität von Kredit in Betrieb; und wenn wiederum die Geldnachfrage hinter der Quantität verfügbaren Geldes zurückfällt, so fällt die letzte vorhandene Qualität von Kredit außer Betrieb. Das Geldangebot passt sich in der kredittheoretischen Tradition also der Geldnachfrage an. (vgl. MEHRLING 1997: 4f)

Früher im 16. und 17. Jahrhundert operierten in der Tat zwei weitgehend parallele Geldsysteme. Innerhalb eines Landes zirkulierte königliches Geld in Form der königlichen Währung sowie der sich daraus abgeleitete Kreditsatz durch die Hände der einfachen Leute, und es entstand die Tradition des Chartalismus, um die Funktionsweise dieses Geldes zu erklären. Zwischen den Ländern wurde dagegen eine metallische Währung sowie der sich daraus abgeleitete Kreditsatz für die Erleichterung des internationalen Großhandels zwischen den Unternehmen genutzt, und die Tradition des Metallismus entstand, um die Funktionsweise dieses Geldes zu erklären. Dies ist in Tab.1 veranschaulicht: (vgl. MEHRLING 2012d: 4)

	Öffentlich/ Einzelhandel	Privat/ Großhandel
Geld	Geld des Königs (als Basis)	Internationales Geld (Gold)
Kredit	Inländischer Kredit	Internationaler Kredit

Tab.1: Zwei parallele Geldsysteme (Quelle: Mehrling 2012d: 4; eigene Darstellung)

Später im 18. und 19. Jahrhundert entwickelten sich die zwei parallelen Geldsysteme zunehmend zu einem integrierten, hybriden System. Ausgangspunkt war meist, dass Könige bzw. Staaten in Kriegszeiten – wie bspw. den europäischen Koalitionskriegen 1792 bis 1815 gegen Frankreich oder dem Amerikanischen Bürgerkrieg 1861 bis 1865 – die Nützlichkeit des privaten Geldsystems für sich entdeckten. Die Regierungen brauchten dringend Finanzmittel, und typischerweise sollten diese kein ungedecktes Papiergeld, sondern metallischer Art sein, um für wichtige Kriegsmaterialien zu bezahlen; das private, metallische System konnte hier mit Gold dienen, da es auf metallischen Reserven beruhte (vgl. MEHRLING 2012d: 7). Der Goldübergang vollzog sich in der Regel so: die Regierung nahm zunächst Kredite bei privaten Banken auf. Die Kreditsumme wurde der Regierung sodann auf ihrem Einlagenkonto bei der jeweiligen privaten Bank bereitgestellt. Da ein Kredit das Versprechen darstellt, jederzeit auf Verlangen Geld auszubezahlen, und in der privaten Welt des internationalen Großhandels das ultimative Geld eben Gold war, mit dem die Einlagen im privaten Bankensystem auch gedeckt waren, forderte die Regierung nun die Einlösung der kreditmäßig erhaltenen Einlagen in Gold ein. Im Gegenzug bezahlte sie die aufgenommenen Kredite nach dem Tausch jedoch nicht mit Gold, sondern mit eigenen staatlichen Banknoten, denen ein gesetzlicher Annahmewang oblag, und auch mit Staatsanleihen. Auf diese Weise kamen Könige bzw. Staaten in den Besitz von Goldreserven aus dem privaten Bankensystem. Jedoch beruhte dies durchaus auch auf Gegenseitigkeit. Private Banken erhielten für die Kriegsfinanzierung nämlich meist das Recht – auch Konzession genannt – zur Ausgabe von Geldformen wie hauptsächlich Banknoten, die somit im Inland mit dem staatlichen Geld konkurrieren durften. Der Vorteil lag auf beiden Seiten: während im parallelen Vorkriegsgeldsystem der inländische Kredit an

das zweitrangige königliche Geld gebunden war, was dessen Ausweitung zurückhielt und negative ökonomische Effekte hervorbrachte, war der internationale Kredit zwar an das überlegene internationale Geld gekoppelt, jedoch für die meisten Menschen nicht zugänglich; das hybride Nachkriegsgeldsystem ermöglichte hingegen Kredite für den König bzw. Staat in Kriegszeiten und in Friedenszeiten mehr Kredit für die Expansion der Wirtschaft (vgl. MEHRLING 2012d: 8).

Die beiden Welten der *low finance* und *high finance* sind heutzutage weitgehend miteinander verflochten, und dies umso mehr, je fortgeschrittener eine Wirtschaft finanziell entwickelt ist. Jedoch hängt das individuelle Verständnis des Geldsystems größtenteils davon ab, ob man seine eigenen Erfahrungen primär in der einen oder anderen Welt gemacht hat: in der Welt der *low finance* sind bei Preisinstabilitäten wie fallenden Güterpreisen bspw. historisch bevorzugt quantitätstheoretische Vorschläge gemacht worden, wonach die monetären Autoritäten zur Stabilisierung der Preise die Quantität des Geldes kontrollieren sollten, wohingegen in der Welt der *high finance* bei Preisinstabilitäten wie bspw. fallenden Wertpapierpreisen eher in kredittheoretischer Sprache formulierte Vorschläge vorgebracht worden sind, wonach die monetären Autoritäten zur Stabilisierung der Preise die Quantität des Kredits kontrollieren sollten (vgl. MEHRLING 1997: 5). Hinter den praktischen Debatten steckt dabei die – nur gelegentlich hervortretende – grundsätzlichere Debatte, was Geld ist und wie das Geldsystem funktioniert. Diese wird womöglich nie enden, da beide Traditionen des monetären Denkens – der Chartalismus und der Metallismus – einen eigenen Kreis an natürlichen Befürwortern genießen, wo sie ungeachtet der Beschlüsse der praktischen Debatten weiter fortleben (vgl. MEHRLING 1997: 5). Für einen konkreten Zugang zur Geld-Perspektive ist es im Folgenden zielführend, die Geld-Kredit-Hierarchie noch weiter ausdifferenzieren, und zwar in Gold, Währung, Bankeinlagen und Wertpapiere:

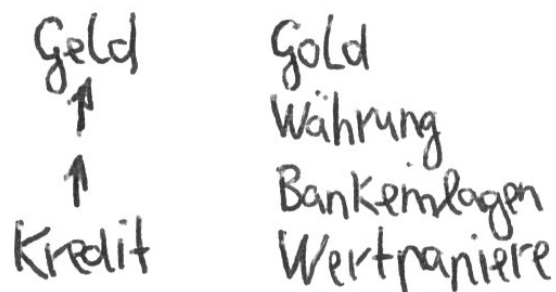


Abb.7: Gold, Währung, Bankeinlagen und Wertpapiere in der Geld-Kredit Hierarchie (Quelle: Mehrling 2009: 1; eigene Darstellung).

In dieser Welt stellt Gold das ultimative Geld dar, da es letztendlich internationales Zahlungsmittel ist. Nationale Währungen sind demnach nur eine Form von Kredit, da sie ein Versprechen zum Bezahlen von Gold sind. Zwar können sie mit Gold gedeckt sein, sodass der



Aussteller der Währung ein gewisses Maß an Gold als Reserven vorhält, doch heißt dies nicht, dass sie Gold repräsentierten oder mit Gold auf einer gleichen hierarchischen Ebene stünden: eine mit Gold gedeckte Währung bleibt ein Zahlungsverprechen – ein Versprechen, das selbst bei 100%-er Deckung mit Goldreserven gebrochen werden kann–, jedoch in der Regel ein relativ glaubwürdiges, da die Anwesenheit von Goldreserven es wahrscheinlicher macht, dass der Aussteller der Währung – so er denn dazu aufgefordert wird– sein Versprechen auch erfüllen kann (vgl. MEHRLING 2009: 1). Weiter unten in der Hierarchie sind Bankeinlagen Versprechen, auf Verlangen Währung zu bezahlen, sodass sie doppelt distanzierte Versprechen zur Zahlung des ultimativen Geldes darstellen. Wertpapiere, die die Zahlung von Währung und Einlagen nicht gegenwärtig, sondern nur über einen bestimmten Zeitraum in der Zukunft versprechen, sind noch abgeschwachtere Zahlungsverprechen. Bei all diesen finanziellen Instrumenten ist die Glaubwürdigkeit der Versprechen ein zentrales Thema, und wie Goldreserven für Währung weiter oben in der Hierarchie können verschiedene finanzielle Instrumente auf jeweils höheren hierarchischen Ebenen auch die Glaubwürdigkeit von Bankeinlagen und Wertpapieren erhöhen (vgl. MEHRLING 2009: 1).

Basierend auf der Geld-Kredit-Hierarchie ist es somit eine Frage der Perspektive, was Geld und was Kredit ist. Man könnte sagen, dass alles, was Währung und darüber ist Geld, und alles, was Einlagen und darunter ist Kredit darstellt. Immerhin sind Währungen das finale Zahlungsmittel, mit dem inländische Zahlungsverpflichtungen ausgeglichen werden, und auch für Banken sind nationale Währungen am Tagesende das finale Zahlungsmittel. Doch ändert sich die Perspektive weiter unten in der Hierarchie. Für normale Menschen sind nämlich i.d.R. Einlagen auf ihrem Bankkonto das finale Zahlungsmittel, sodass alles, was Einlagen und darüber ist Geld, und nur Wertpapiere Kredit darstellt. Auf diese Perspektive, bei der Geld manchmal noch in die Geldmengenaggregate M1, M2 und M3 aufgegliedert wird, beziehen sich auch die ökonomischen Lehrbücher, wenn sie von Geldangebot sprechen. Geht man weiter nach oben in der Hierarchie, so ändert sich wiederum die Perspektive. Wenn ganze Länder am Ende des Tages ihre finalen Zahlungen ausgleichen, ist die nationale Währung nämlich von begrenztem Wert. Vielmehr wollen die anderen Länder in ihrer eigenen nationalen Währung oder mit internationalen Zahlungsmitteln wie Gold oder Sonderziehungsrechten des IWF bezahlt werden, sodass nur diese Geld und die nationale Währung und alles darunter Kredit darstellt. Je nach Standpunkt, wo man sich in der Hierarchie befindet, ändert sich also die Perspektive, was Geld und was Kredit ist. Anstelle über bestimmte Definitionen von Geld und Kredit zu debattieren, ist es daher zielführender, das System als eines zu betrachten, das einen grundlegend hierarchischen Charakter aufweist. (vgl. MEHRLING 2009: 2)

Die finanziellen Institutionen, die diese qualitativ unterschiedlichen finanziellen Instrumente ausgeben, lassen sich nun ergänzen. Aus deren Perspektive ergibt sich – stark vereinfacht – folgendes Bild der Geld-Kredit Hierarchie:

Zentralbank		Bankensystem		Privater Sektor	
Aktiva	Passiva	Aktiva	Passiva	Aktiva	Passiva
Gold	Währung	Währung	Einlagen	Einlagen	Wertpapiere

Abb.8: Finanzielle Institutionen in der Hierarchie (Quelle: Mehrling 2009: 3; eigene Darstellung)

Unter Vernachlässigung vom Staatsektor und jenen Wertpapieren wie bspw. Staatsanleihen, Aktien oder Unternehmensanleihen, die von den finanziellen Institutionen als Vermögenswerte bzw. Aktiva gehalten werden, zeigt sich, dass alle finanziellen Instrumente außer Gold sowohl Vermögenswert als auch Verbindlichkeit, und daher Formen von Kredit sind. Würde man alle drei Sektoren auf einen einzelnen aggregierten Sektor konsolidieren, so würden alle Kreditformen in gleicher Höhe als Vermögenswerte und Verbindlichkeiten auftauchen, und sich daher auslöschen. Nur Gold würde übrig bleiben, weil Gold ein Vermögenswert ist, der von niemandem eine Verbindlichkeit ist. Somit ist Gold in dieser globalen Sichtweise *outside money*, während alle anderen Kreditformen einschließlich Währung *inside money* sind. Die analytische Unterscheidung zwischen *outside money* und *inside money* stammt aus dem 1960 veröffentlichten Werk *Money in a Theory of Finance* von Gurley und Shaw. Zur Festigung der Idee von *inside money* lässt sich die Geld-Kredit Hierarchie auch als symmetrische Pyramide auf einer Geld-Kredit-Achse um den Punkt Null visualisieren, sodass sich die ausstehenden Netto-Kredite auf jeder Ebene zu Null ausgleichen. Der an sich positive Goldbestand, der die Spitze der Pyramide darstellt, befindet sich hier ebenfalls auf der Nullachse, weil er in Anbetracht der gewaltigen Menge an Kredit so verschwindend gering ist. Aus der Gesamtperspektive des Geldsystems betrachtet ist die Verbindlichkeit des einen der Vermögenswert des anderen. Diese sollten jedoch nicht einfach konsolidiert werden, da es bedeutsam ist, welche Institution Kreditformen ausstellt, wer sie hält und welche generelle Position sie in der Geld-Kredit Hierarchie einnehmen: (vgl. MEHRLING 2009: 3)

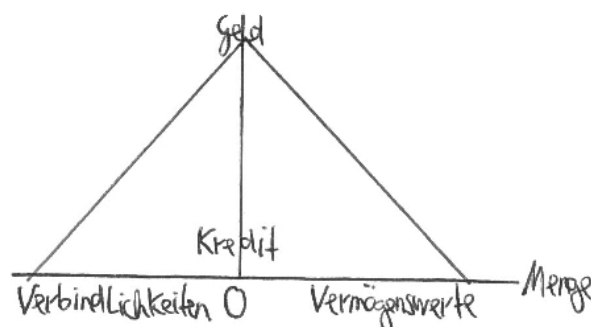


Abb.9: Visualisierung der Hierarchie als Pyramide (Quelle: Mehrling 2009: 4; eigene Darstellung)

Über die Zeit hinweg – egal ob ganz kurz-, mittel- oder langfristig – lässt sich nun beobachten, dass die Geld-Kredit Hierarchie stets dynamisch ist: ganz kurzfristig expandiert sie im Verlauf eines Tages, wo Kredite sich im Rahmen des Tagesgeschäfts ausweiten, und zieht sich dann abends und nachts, wo jene Tagesgeschäfte abgerechnet und ausgeglichen werden, wieder mehr zusammen; mittelfristig lässt sich solch eine Expansion und Kontraktion der Hierarchie wiederum anhand wiederkehrender konjunktureller Kreditzyklen ausmachen und auch langfristig in Form von säkularen Zyklen, die auch Kriege und Depressionen umfassen, beobachten. Von daher ist sie ein System in Bewegung. Während die Geld-Kredit Hierarchie bei Expansion flacher wird und sich die qualitativen Unterschiede zwischen den Kreditformen abschwächen, verschafft sie sich bei Kontraktion wieder Geltung. Auf der Ebene der Konjunkturzyklen werden stark expansive Phasen bspw. auch als solche charakterisiert, die einen „irrationalen Überschwang“ erzeugen können, wohingegen stark kontrahierende Phasen auch als „finanzielle Krisen“ bezeichnet werden. Zwei Ursachen dieser Fluktuationen lassen sich festmachen, nämlich die rein quantitative Expansion und Kontraktion von Kredit einerseits sowie qualitative Veränderungen in der „Geldheit“ von Kredit andererseits. Letzteres weist darauf hin, dass in einer Expansionsphase qualitativ bessere Kredite höher in der Geld-Kredit Hierarchie eher verfügbar sind und diese in einer Kontraktionsphase immer weniger verfügbar werden. (vgl. MEHRLING 2009: 4)

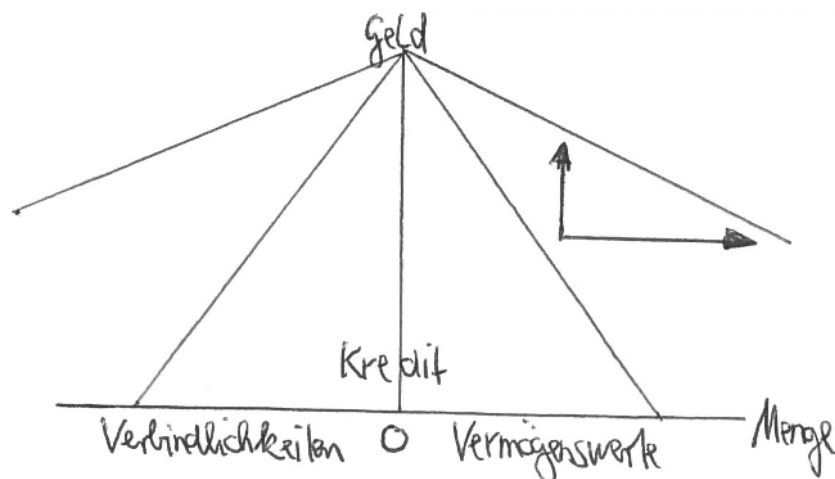


Abb.10: Elastizität und Knappheit im Geldsystem (Quelle: Mehrling 2009: 5; eigene Darstellung)

Diese Fluktuation umfasst – unabhängig davon, welche der beiden Ursachen einzeln oder in Kombination miteinander die treibende Kraft dahinter darstellt – in jedem Fall einen Schwung von Knappheit zu Elastizität und umgekehrt. Ein Geldsystem ist stets und zu allen Zeiten durch eine Balance dieser beiden Dimensionen gekennzeichnet. Historisch hat sich ein fortwährender Dialog zwischen zwei Schulen monetären Denkens entwickelt: während die (*British*) *Currency School* die Bedeutsamkeit der Knappheit des letztendlichen Geldes stärker in

den Fokus rückt, betont die (*British*) *Banking School* die Bedeutsamkeit der Elastizität des abgeleiteten Kredits. Zwar fokussieren beide Schulen stärker auf die eine oder die andere Dimension des Geldsystems, doch bleibt es wichtig, sich vor Augen zu halten, dass Liquidität entsprechend obiger Ausführungen nicht entweder natürlich knapp oder natürlich elastisch, sondern zur gleichen Zeit stets beides ist: natürlich knapp und natürlich elastisch. Die natürliche Knappheit kommt dabei im Grunde daher, dass niemand im Geldsystem die Quantität der Geldformen auf einer höheren Ebene als der eigenen erhöhen kann. Regierungen können bspw. nicht die Goldmenge und Banken nicht die Menge an nationaler Währung erhöhen. Diese beschränkte Verfügbarkeit von Geld dient somit als Begrenzung und hält das Geldsystem in seinen Expansionsbestrebungen zurück. Man kann hier auch von einer Disziplinierung des Geldsystems sprechen. Die natürliche Elastizität rührt hingegen daher, dass jeder im Geldsystem durch eigene Handlungen die Quantität der Kreditformen auf dem eigenen Level in der Hierarchie und womöglich auch darunter ausweiten kann. Wenn zwei Personen miteinander handeln wollen, und die eine von der anderen einen Schuldschein akzeptiert oder beide Seiten sich auch nur mündlich über die Zahlungsbedingungen einigen, so kann der Handel stattfinden, und eine Expansion von Kredit hätte diesen ermöglicht. Die Elastizität des Kredits stellt somit ein Element der Freiheit dar, mittels derer man von jeglichen Begrenzungen freibreachen kann, die einem bei der Expansion im Wege stehen (vgl. MEHRLING 2009: 5). Auch Banken, die untereinander mit Liquidität handeln, können so von den Reserveanforderungen der Zentralbank freibreachen. Wichtig bleibt also, dass im Geldsystem zu jeder Zeit – zwar mit wechselnder Dominanz mal der einen und mal der anderen Seite – eine bestimmte Balance zwischen Disziplin und Elastizität besteht. (vgl. MEHRLING 2009: 5f.)

Wegen dieser Geld-Kredit Hierarchie und dem dynamischen Charakter über die Zeit ist die institutionelle Organisation des Geldsystems hierarchisch, und nicht umgekehrt. Es handelt sich also um tiefe Systemmerkmale, die dazu führen, dass die Hierarchie nicht von Regierungen oder Zentralbanken von oben nach unten auferlegt wurde, sondern gewissermaßen natürlich von Grund auf entstanden ist. Dies bezieht sich weniger auf spontane Selbstorganisation – sowie sie von Vertretern der Österreichischen Schule von Carl Menger bis Friedrich Hayek vertreten wurde – sondern vielmehr darauf, dass in der institutionellen Organisation des Geldsystems auf den verschiedenen Ebenen der natürlichen Hierarchie ein System von *market makers* bzw. Marktmachern involviert ist (vgl. MEHRLING 2009: 6). Ein Marktmacher wie bspw. ein Wertpapierhändler steht nämlich bereit, Wertpapiere zu einem bestimmten Preis anzukaufen und zu einem bestimmten, etwas höheren Preis zu verkaufen. Dies wird erreicht, indem er ein Inventar an Wertpapieren und Geld zur Verfügung hat. Ähnlich lassen

sich auch Banken als eine Art von *security dealer* bzw. Wertpapierhändler denken: sie kaufen und verkaufen Bankeinlagen in Einheiten von Währung. Der gegebene Preis – auch *par* genannt – ist hierbei fix und beträgt 1:1. Zahlt man bspw. 100€ in bar bei seiner Bank ein, so kauft man im Grunde 100€ an Bankeinlagen und bezahlt dafür, da der Preis 1:1 beträgt, 100€ an Währung; hebt man wiederum 100€ an Bargeld vom Bankkonto ab, so verkauft man im Grunde 100€ seiner Bankeinlagen zum Preis 1:1 für 100€ an Währung. Da der Preis par auf 1:1 fixiert ist, fällt dieser Tausch unterschiedlicher Qualitäten von Kredit in wirtschaftlich normalen Zeiten in der Regel nicht auf. Des Weiteren kann auch die Zentralbank als Wertpapierhändler gedacht werden: unter dem Goldstandard steht diese bereit, Währung in Einheiten von Gold anzukaufen und zu verkaufen. Für jeden dieser Marktmacher gibt es nun einen dazugehörigen Preis des Geldes. Bezogen auf diese einfache Hierarchie sind die Preise von Geld erstens der Wechselkurs, d.h. der Preis von Währungen in Einheiten von Gold, zweitens par, d.h. der Preis von Einlagen in Einheiten von Währung, und drittens der Zinssatz, d.h. der Preis von Wertpapieren in Einheiten von Einlagen bzw. – wenn man par annimmt – von Währung. Diese Preise – so zeigt sich – stellen nun die quantitative Verbindung zwischen den qualitativ verschiedenen Kreditformen dar. Marktmacher verbinden also stets zwei Ebenen der Hierarchie miteinander. Bildlich gesprochen stehen sie mit je einem Bein bzw. einer Seite ihrer Bilanz in einer der Ebenen, und es gelingt ihnen idealerweise, dass ihr Stand nicht überspreizt und sie die beiden Ebenen dauerhaft ineinander zusammenführen können. Diese Verschränkung zeigt auch Abb. 11: (vgl. MEHRLING 2009: 6)

Vermögenswert	Marktmacher	Preis
Gold	Zentralbank	Wechselkurs
Währung	Banksystem	Par
Bankeinlagen	Wertpapierhändler	Zinssatz
Wertpapiere		

Abb.11: Marktmacher und Geldpreise in der Geld-Kredit Hierarchie (Quelle: Mehrling 2009: 7; eigene Darstellung)

Arbeiten die Marktmacher gut, so lassen sich kontinuierliche Märkte zu verschiedenen Geldpreisen beobachten: die qualitativen Unterschiede in der Hierarchie erscheinen dann lediglich als quantitative Unterschiede zwischen verschiedenen finanziellen Vermögenswerten; genau diese Transformation von Qualität zu Quantität ermöglichte die Konstruktion von Theorien in der Ökonomik und Finance, die vom hierarchischen Charakter des Geldsystems abstrahieren (vgl. MEHRLING 2009: 7). Doch bleibt der hierarchische Charakter des Systems stets weiter

bestehen. Gelegentlich zeigt er sich, wenn die Marktmacher eben nicht gut arbeiten, wie es bspw. in Finanzkrisen oder im extremen Stress von Kriegsfinanzierung der Fall ist (vgl. MEHRLING 2009: 7). Selbst in weniger extremen Zeiten zeigen sich Fluktuationen in der natürlichen Geld-Kredit Hierarchie als Anspannungen und Belastungen der finanziellen Institutionen, die Marktmacher sind. Dies umso mehr, wenn sie einen festen Wechselkurs oder das 1:1-Verhältnis von par verteidigen müssen. Der Geldmarktzinssatz, zu dem sich finanzielle Institutionen über Nacht bzw. auf sehr kurze Frist Geld ausleihen, kann als ein wichtiger Indikator für das Ausmaß des Stresses angesehen werden. Auf der Zinsstrukturkurve in Abb. 12 befindet er sich ganz links:

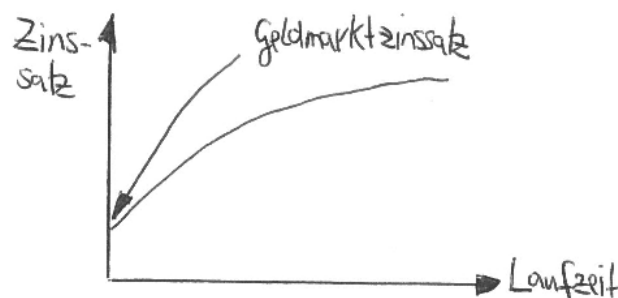


Abb.12: Geldmarktzinssatz ganz links in der Zinsstrukturkurve (Quelle: eigene Darstellung)

Man kann und sollte die bisherigen Ausführungen auch auf mehrere Länder bzw. Währungsräume erweitern. In Abb. 13 sind bspw. die Geld-Kredit-Hierarchien von der Eurozone und Japan zusammen skizziert:

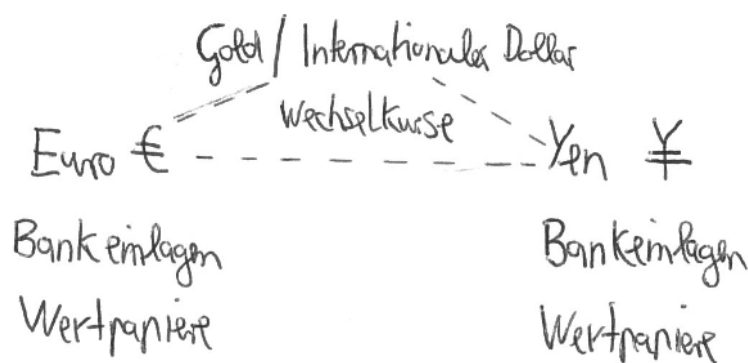


Abb.13: Geld-Kredit Hierarchien der Eurozone und Japan mit Wechselkursen (Quelle: Mehrling 2012d: 1; eigene Darstellung)

Nun lässt sich auch die Annahme des Goldstandards etwas auflockern. Anders als noch vor dem 1. Weltkrieg, in den Zwischenkriegsjahren von 1925 bis Anfang der 30er sowie im Rahmen des Bretton-Woods-Systems von 1944 bis 1973 leben wir heute nicht mehr in einer Welt des Goldstandards, in der feste Wechselkursparitäten das Tauschverhältnis von Währungen bzw. Dollar in Gold festlegen. Der Einstieg mittels des Goldstandards bietet sich jedoch trotzdem an, um zu verdeutlichen, dass die meisten Formen von Geld heutzutage eigentlich eine

Form von Kredit und daher *inside money* sind, wohingegen nur Gold in diesem globalen Rahmen *outside money* und somit ein Vermögenswert ist, der von niemanden eine Verbindlichkeit darstellt. An die Stelle von Gold ist heute der internationale Dollar getreten. Zwar ist das System nun potentiell elastischer, da die Fed als amerikanische Zentralbank ihren Dollar als Reservewährung in der Welt ausweiten kann, während die Rate des Goldzuwachses stets an physische Grenzen der Goldgewinnung gebunden gewesen ist. Doch stellt der internationale Dollar für alle anderen Länder, die nicht den Dollar schöpfen, sowie selbst für die Haushalte und Unternehmen der Vereinigten Staaten, wenn sie weiterhin ein anhaltendes Leistungsbilanzdefizit, d.h. einen Importüberschuss, finanzieren möchten, genauso wie Gold auch *outside money* dar: sie können die benötigten Dollar nicht einfach drucken oder erschaffen, indem sie ihre Bilanzen erweitern. Vielmehr erhalten sie die Dollar nur, indem sie der Welt etwas verkaufen, was diese möchte, sowie es beim Goldstandard ebenso der Fall war. Der internationale Dollar hat genauso eine Disziplinwirkung. Selbst die Vereinigten Staaten müssen bspw. Dollar-Wertpapiere an die Welt verkaufen, um die Währungen zu erhalten, mit denen sie ihre Importe bezahlen. Dass nun weltweit der Erdölhandel fast ausschließlich in Dollar – dem sog. Petrodollar – abgewickelt wird, sorgt natürlich auch für eine konstante internationale Nachfrage nach Dollar und trägt dazu bei, dass Devisenmärkte in Dollar hochliquide sind. Gemäß Zahlen der Bank für Internationalen Zahlungsausgleichs (BIZ) ist der internationale Dollar zu 84,9% eine der beiden Transaktionsseiten im Devisenhandel; auch finden 51% des Volumens am Devisenmarkthandel ausschließlich zwischen den vier *major currencies* Dollar, Euro, Yen und Sterling statt (vgl. MEHRLING 2012d: 2). Es zeigt sich also, dass auf internationaler Ebene weiterhin eine Geld-Kredit Hierarchie vorhanden ist, sowie sie in Abb.14 dargestellt ist:

	Asien	US	Europa
Reservewährung		Internationaler Dollar	
Leitwährung	Yen	Internationaler Dollar	Pfund, Sterling, Euro
Nationale Währung/ nationale Banknote/ nationale Währung	Australischer Dollar	Kanadischer Dollar	Schweizer Franken

Abb.14: Internationaler Dollar als Reserve- sowie wenige Leitwährungen in der heutigen internationalen Geld-Kredit Hierarchie (Quelle: Mehrling 2012d: 2; eigene Darstellung)

Die Sprache des Devisenhandels zeigt diese Geld-Kredit Hierarchie auf internationaler Ebene ebenfalls: so werden bspw. *majors*, d.h. liquide Währungen mit hohem Volumen und enger Geld-Brief-Spanne, die alle den Dollar auf der einen Transaktionsseite haben, von *cross-currency pairs*, die keinen Dollar auf einer der Transaktionsseiten haben, und diese wiederum von *minors*, die als cross-currency pairs nur mit einem major und untereinander so gut wie gar

nicht handeln, unterschieden. Alles in allem lässt sich nochmals festhalten, dass auch heutzutage eine internationale Geld-Kredit Hierarchie vorhanden ist, sowie es auch im Einklang mit der Sichtweise der Geld-Perspektive steht.

Wie oben bereits angedeutet, erwuchs und erwächst die Geld-Perspektive, die nun in Grundzügen dargestellt und erläutert ist, aus praktischen Erfahrungen mit dem Geldsystem. Im Laufe der Geschichte ist es durchgängig so gewesen, dass sich interessierte Praktiker in Unternehmen, Banken und generell der Welt der Wirtschaft mit dem Geldsystem ihrer Zeit auseinandersetzten. Sich am Puls des jeweiligen Zeitgeschehens direkt in den Märkten befindend, erlebten sie das Zusammenspiel von Geld und Kredit und den Wandel des Geldsystems direkt mit und hatten tagtäglich damit umzugehen. Mit ihren eigenen Mitteln versuchten sie, aus ihren Erfahrungen mit dem Geldsystem einen Sinn und ein größeres Verständnis zu entwickeln, und waren sich der Bedeutung von Liquidität und Marktmachern dabei stets bewusst. Ihre Ideen und Beobachtungen fanden jedoch nicht immer akademisches Gehör. Dort – im akademischen Bereich – hatte man nämlich die Muße, von Geld und Liquidität sowie dem Wandel des Zeitgeschehens abstrahieren zu können, um zeitüberdauernde, wenn nicht sogar zeitlose, ökonomische Modelle einer Wirtschaft zu konstruieren. Der Fluss tätiger, intellektueller Auseinandersetzung mit dem Geldsystem seitens der Praktiker ist hingegen nie abgebrochen und weiterhin kontinuierlich, und die Geld-Perspektive, sowie sie von Perry Mehrling zusammengestellt und im akademischen Bereich stark gemacht, vertreten, unterrichtet und auch hier in Grundzügen erläutert worden ist, steht grob gesprochen in genau dieser Traditionslinie praktischer Erfahrungen und Beobachtungen.

Etwas spezifischer lassen sich konkret zwei näher bestimmte Traditionslinien der Geld-Perspektive ausmachen, nämlich die der britischen Zentralbanker bzw. britischen *Central Banking School* sowie die der amerikanischen Alten Institutionenökonomik. Beide im Folgenden ausführlich in ihrem historischen Kontext zu skizzieren, soll zeigen, dass deren Vertreter – auch wenn sie sich nicht unbedingt das Etikett einer ökonomischen Denkrichtung hätten anhaften lassen – stets den Blick auf die reale Welt bewahrten; ausgehend von ihrer je eigenen gegenwärtigen Situation im historischen Hier und Jetzt suchten sie mutig, unerschrocken und stets mit Blick für das größere Gemeinwohl die sie unmittelbar umgebende Welt mit den sich wandelnden monetären Phänomenen darin für sich und ihre Zeit besser zu verstehen, um auf dieser Basis einen ganz persönlichen Beitrag eigener Art zu leisten. Das historische Verständnis dieser Traditionslinien zeigt somit Beispiele und Wege auf, die einem helfen können, sich mit der eigenen Zeit neu und mutig auseinanderzusetzen und diese besser verstehen zu lernen.



## 2.2 Traditionslinie der britischen Zentralbanker

Die heutige britische Zentralbank – die *Bank of England* – entstand 1694 im Zuge der Glorreichen Revolution: nach der Thronbesteigung von Wilhelm von Oranien und Mary 1689 war das Geld- und Kreditsystem zerrüttet und stand Großbritannien zudem im Krieg mit Frankreich, sodass gegen die Gewährung eines Staatsdarlehens sich die neue Gesellschaft der Bank of England gründen durfte, bei der die Geldgeber der Gläubigergemeinschaft im Direktorium eingesetzt wurden und die in Höhe des Darlehens Banknoten ausgeben und auch Bankgeschäfte betreiben durfte. Die ausgegebenen Banknoten waren mit Gold- und Silbermünzen gedeckt und konnten jederzeit eingetauscht werden; Silbermünzen wurden jedoch ab 1717 de facto aus dem Umlauf gedrängt, als der Münzmeister Sir Isaac Newton einen zu hohen Tauschkurs für Goldmünzen festlegte und Gold nach England eingeführt wurde, um es dort gegen das unterbewertete Silber zu tauschen, sodass bald nur noch das „schlechtere“, überbewertete Gold im Umlauf blieb und so zum Goldstandard wurde. Mit dem Erstarken des Bürgertums, das durch die Glorreiche Revolution an die Macht kam, wurde nun das Parlament zur wichtigsten Institution und der König in den Hintergrund gedrängt. Die zunehmende Rechtsstaatlichkeit bedingte auch eine Ausweitung der Gesellschaftler und Anteilseigner von Unternehmungen, die sich nun kollektiv auf breiter Basis über eine große Anzahl von Eigen- und Fremdkapitalgebern finanzieren konnten. Neue Wertpapierbörsen entstanden und der Handel mit Wertpapieren florierte. Alles in allem setzte ab 1688 der unwiderstehliche Aufstieg Englands ein, das die Handelsmacht Holland zurückdrängte und dann nach der Industriellen Revolution 1770-80 bis zum 1. Weltkrieg als Industrienation die Welt dominierte (vgl. BORTIS 2014a: 8).

England beherrschte spätestens nach dem Siebenjährigen Krieg 1756 bis 1763, in dem Frankreich aus Indien und Nordamerika hinausgedrängt wurde und weite Teile seiner Kolonialgebiete in Übersee an England verlor, die Weltmärkte (vgl. BORTIS 2014a: 14). Schon zuvor hatte sich England die von Europäern in der frühen Neuzeit des Merkantilismus bzw. Handelskapitalismus entdeckten Fernhandelswege nutzbar gemacht und eine beherrschende Stellung im Überseehandel aufgebaut: die Englische Ostindienkompanie – eine riesige, durch königlichen Freibrief in 1600 entstandene Aktiengesellschaft, die in Überseegebieten sehr bald mit Rechten wie ein Staat ausgestattet war: sie besaß u.a. Zivilgerichtsbarkeit, Militärgewalt, das Recht mit Ungläubigen Krieg zu führen und Frieden zu schließen sowie das Recht Festungen zu bauen, Truppen auszuheben und Münzen zu schlagen – dominierte bspw. zunehmend den Indienhandel und später ganz Indien, welches 1858 zur britischen Kron-

kolonie wurde. Die überseeischen Handelsgewinne, die vorzugsweise aus Exportüberschüssen resultierten, die somit die inländische Arbeit ankurbelten und das Sozialprodukt und die Steuern erhöhten, wurden nach Bezahlung von weiteren Steuern, wodurch die innere und äußere Machtentfaltung der entstehenden Nationalstaaten finanziert werden konnte – darin bestand die Wirtschaftspolitik des Merkantilismus (vgl. BORTIS 2014a: 2) – dazu genutzt, überseeischen Boden zu kaufen und inländische Manufakturen und später Fabriken aufzubauen. Der überseeische Handelskapitalismus ermöglichte hohe Gewinne für Europa. Die alleinige Vormachtstellung Englands in Europa und der Welt etablierte sich ab 1770 bis 1780, als die Industrialisierung in England zuerst einsetzte. Die enormen Steigerungen in der Produktivität, die durch die Mechanisierung der Produktion ermöglicht wurden, ließen die Mengen der produzierten Güter stark ansteigen und senkten gleichzeitig die Stückkosten je produzierter Einheit. Verbunden mit dem Gesetz der Massenproduktion, wonach bei steigenden Produktionsmengen infolge steigender Skalenerträge die Durchschnittskosten für jedes produzierte Gut noch weiter absinken, führte dies nicht nur zu steigendem Wohlstand im Inland, sondern auch zu einem enormen Wettbewerbsvorteil Englands auf den umkämpften, überseeischen Absatzmärkten, die nun auch gar nicht mehr so umkämpft waren, da sie sich größtenteils in den zahlreichen britischen Kolonien und Protektoraten befanden. Jene Kolonien und Protektorate importierten also zunehmend Fertigprodukte aus England – das Grundproblem scheint hierbei zu sein, dass noch bevor eine eigene Industrialisierung in jenen Gebieten stattgefunden hat die dortige soziale Oberschicht sich gehobene Modernisierungsbedürfnisse wie bspw. Luxuskonsum und öffentliche Prestigebauten zu erfüllen suchte und diese nachfragte (vgl. BORTIS 2014b: 12) – und mussten im Gegenzug als Beschaffungsmärkte eine verhältnismäßig große Menge an Rohstoffen und Energieträgern zu ungünstigen *Terms of Trades* nach England exportieren. Diese aus englischer Sicht wünschenswerte internationale Arbeitsteilung verfestigte sich allmählich. Mit zunehmender Wirtschaftsmacht senkte England dann auch ihre protektionistischen Zölle und ging zum Freihandel über: 1825 wurde das Exportverbot für Maschinen aufgehoben, 1846 wurden die Schutzzölle für Getreideimporte abgeschafft und 1849 die Navigationsakte, die vorsah, dass nur englische Schiffe Exporte und Importe von und nach England transportieren durften (vgl. BORTIS 2014c: 3). All dies machte England um 1850 zur vorherrschenden Nation – und die *City of London* zum Zentrum der Welt.

Die *City of London* war bei weitem der größte Finanzplatz der Welt. Der Finanzsektor und das Geldwesen waren im Zuge fortschreitender Arbeitsteilung und zunehmender Mechanisierung der Produktion, die nun weitgehend in Fabriken stattfand, sowie sich erweiternder Märk-

te hin zum Weltmarkt stark ausgebaut worden und stellten eine unentbehrliche Grundlage für die nun stärker zeitgebundene Produktion dar, in der Kosten und Erträge nicht synchronisiert sind (vgl. BORTIS 2014b: 10). In einer monetären Produktions- bzw. arbeitsteiligen Geldwirtschaft muss ein Unternehmer nämlich i.d.R. zuerst einen Kredit aus dem Bankensektor aufnehmen, mit dem er dann Produktionsmittel wie Fabrikgebäude, Maschinen und Zwischenprodukte kaufen und Arbeiter und Angestellte einstellen kann; diese Produktionsmittel werden dann erst in einem sozialen Produktionsprozess mit Hilfe von Arbeit in Endprodukte umgewandelt und müssen schließlich noch auf Endproduktmärkten gegen Geld abgesetzt werden (vgl. BORTIS 2014d: 9), wobei die effektive, sich in Geld ausdrückende Nachfrage stark bestimmend ist und sich entgegen dem Sayschen Theorem nicht jedes Angebot unbedingt seine Nachfrage von selbst schafft. Somit stehen Geld und Kredit am Anfang und Ende des sozialen Produktionsprozesses einer arbeitsteiligen Geldwirtschaft. Um Währungsgeld im Unternehmen zu schonen bzw. weil Währungsgeld zu einem bestimmten Zeitpunkt infolge nicht synchronisierter Einzahlungs- und Auszahlungsströme zur Bezahlung von Produktionsmitteln womöglich gar nicht verfügbar ist, haben Unternehmer oftmals Kredit geschaffen und sog. Wechsel bzw. *bills of exchanges* ausgegeben, die auf einem Stück Papier das Versprechen verkörpern, zu einem bestimmten zukünftigen Zeitpunkt gegen Vorlage des Wechsels den verzinsten Forderungsbetrag an den berechtigt Vorlegenden zu bezahlen. Wechsel konnten im Zahlungsverkehr weitergegeben werden, und jene Unternehmer haben dann ihre eigenen Rechnungen – so dies akzeptiert wurde – mit Wechsel als „Quasi-Geld“ bezahlt; brauchte man hingegen ganz dringend Liquidität, so konnte man Wechsel auch jederzeit bei einer Bank zum jeweiligen Diskontsatz gegen Währungsgeld eintauschen. Das Wechsel- und Kreditgeschäft sind somit wichtige Bankgeschäfte gewesen, um Schwankungen in den unternehmerischen Zahlungsflüssen – immerhin wurden nun auch erstmalig Konjunkturbewegungen beobachtet – stabilisieren zu helfen und die Elastizität im Geldsystem zu erhöhen.

Weiter oben in der Geld-Kredit Hierarchie war wiederum die Erhaltung von Disziplin im Geldsystem ein zentrales Thema in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: die ausgegebenen Banknoten sollten wieder mit Gold gedeckt sein. Seit ihrer Gründung 1694 konnte die *Bank of England* – ihre Konzession wurde jeweils gegen Gewährung weiterer Staatsdarlehen verlängert – ihrer Verpflichtung zur Einlösung ausgegebener Banknoten in Gold im 18. Jahrhundert gut nachkommen. Der Krieg gegen Frankreich ab 1793 beanspruchte jedoch die Goldreserven zunehmend, sodass der Umlauf an Banknoten das vorhandene Barvermögen bald um ein Vielfaches überstieg, und als französische Truppen 1797 das englischen Festland betraten und die Bevölkerung in Aufregung ihre Banknoten schnell in Gold zurücktauschen wollte, konnte die

*Bank of England* dies nicht tun und musste den Umtausch bzw. die Konvertibilität von Banknoten in Gold aussetzen. Die Uneinlösbarkeit der Banknoten, die durch eine Kabinettsorder, die vom Parlament gebilligt wurde, auch erlaubt worden war, hielt von 1797 bis 1821 an. Die Banknoten verloren in dieser Zeit viel an Wert, und nach der Rückkehr zur Konvertibilität hielten die Preissteigerungen zunächst an und entstanden auch Wechselkursverluste. Um eine übermäßige Ausgabe von Banknoten zu begrenzen, forderte u.a. David Ricardo während der Epoche der Uneinlösbarkeit und danach, dass die Ausgabe von Banknoten zu 100% mit Gold gedeckt sein müsse. Die Gegenposition, dass man Banknoten sogar in unbegrenzter Höhe ausgeben könne, solange man im Austausch dafür Wechsel aus dem Wirtschaftsverkehr von adäquatem Wert erhält, die man später zur Zahlung stellen kann – dies ist die sog. *real bills doctrine* –, wurde hingegen abgelehnt. Die Forderung nach einer 100%igen Golddeckung wurde in den 1840ern auch von der *Currency School* vertreten. Nachdem nun die *Bank of England* ab 1821 wieder Banknoten in Gold umtauschte und ab 1826 auch andere Banken ab einem Umkreis von 65 Meilen um London Banknoten herausgeben durften sowie die Banknoten der Bank of England 1833 zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt worden waren, fand die Forderung der *Currency School* schließlich Eingang in den *Bank Charter Act* von 1844: neben einer Zentralisierung der Notenausgabe auf die *Bank of England* musste diese nun – gesetzlich vorgeschrieben – nahezu 100% ihrer ausgegebenen Banknoten mit Gold hinterlegen. Dies sollte die Notenausgabe disziplinieren und stellte de jure einen Erfolg für die *Currency School* dar. De facto wurde die *Peelsche Bankakte* – wie das Gesetz auch genannt wurde – jedoch immer wieder außer Kraft gesetzt und zeitweilig suspendiert, damit die *Bank of England* in Zeiten der Handelskrisen mehr Kredite vergeben und somit die Elastizität im Geldsystem erhöhen konnte. Diese faktischen Notwendigkeiten elastischer, an die Nachfrage angepasster Kreditvergabe bestätigten wiederum die *Banking School*, die sich ebenso wie die *Currency School* in den 1840ern bildete. Anders als diese betonte sie jedoch weniger disziplinierende Regeln und die Quantität von Geld, sondern vielmehr dessen kreditären Charakter sowie die Notwendigkeit von elastischen Spielräumen bei der Kreditvergabe, die sich an eine im Konjunkturverlauf wandelnde Geldnachfrage anpassen können müsse; die *Banking School* gewann in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung. Die Tradition des Nachdenkens über Geld und Kredit ist also schon sehr alt in England.

Die Traditionslinie der britischen Zentralbanker knüpft an diese lange Tradition an und hat darüber hinaus einen spezifischen Fokus auf die *Bank of England* als Zentralbank, sowie sie es in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend geworden ist. Immerhin intervenierte die *Bank of England* während der zeitweiligen Suspensionen der *Peelschen Bankakte* in den

Handelskrisen 1847, 1857 und 1866 bereits mit einer Ausweitung der Kreditvergabe und bekam 1870 auch die Verantwortlichkeit für die Zinssatzfestlegung übertragen. Fragen wie bspw. die, wie eine Zentralbank am besten stabilisierend wirken kann oder wie sie sich in abschwingenden Konjunkturphasen am besten verhalten sollte, beschäftigten fortan eine Reihe von interessierten und engagierten Menschen, die alle zu praktischen Bankern und Zentralbankern sprachen. Auf ihre ganz eigene Weise sahen sie die Bedeutung einer stabilisierenden Zentralbank und waren dem größeren Gemeinwohl, das sie nicht aus den Augen verloren, dienlich. Auch wenn dies durchaus vorkam, waren sie selber nicht unbedingt Zentralbanker und auch nicht unbedingt Akademiker. So war *Walter Bagehot (1826 – 1877)* bspw. Herausgeber und Chefredakteur der Wochenzeitschrift *The Economist*, der er durch eine politischere Ausrichtung zu mehr Bekanntheit und Einfluss verhalf. Den Londoner Geldmarkt beschreibend, veröffentlichte er 1873 sein viel gelesenes Buch „*Lombard Street – a description of the money market*“; neben scharfsinnigen Analysen u.a. zu Konjunkturzyklen und zur Funktionsweise von Marktmachern und des Goldmarktes empfahl er der Zentralbank als *lender of last resort*, d.h. als eines Geld- und Kreditgebers letzter Instanz, dass sie in schwierigen Zeiten zu einem hohen Zinssatz großzügig Liquidität gegen gute Sicherheiten verleihen solle: „*Lend freely at a high rate against good security*“. Später war *Ralph George Hawtrey (1879 – 1975)* eine weitere Person in dieser Traditionslinie. Als öffentlicher Diener arbeitete Hawtrey von 1904 bis 1945 quasi sein ganzes Arbeitsleben für die UK Treasury, dem britischen Finanzministerium, und spielte u.a. in der Genua Konferenz 1922 eine wichtige Rolle, wo er – wenn überhaupt – dann für einen gemanagten Goldstandard bei dessen Wiedereinführung 1925 eintrat, da er einen starken Anstieg des Goldpreises und eine damit einhergehende Deflation vermutete, sowie dies Anfang der 1930er dessen ungeachtet auch geschehen war; darüber hinaus veröffentlichte er u.a. 1919 das Buch „*Currency and Credit*“, aus dem die Geld-Kredit Hierarchie entlehnt ist, und entwickelte 1931 noch vor Keynes das Konzept eines Multiplikators. Eine weitere Person dieser Traditionslinie war *Richard Sidney Sayers (1908-1989)*. Zwar unterstützte Sayers die Regierungsarbeit im *Cabinet Office* während des Zweiten Weltkriegs und war auch danach bspw. 1957 im Komitee zur Funktionsweise des Geldsystems in der größeren Öffentlichkeit, doch studierte und schrieb er neben seiner Lehrtätigkeit an der LSE vor allem die Geschichte finanzieller Institutionen und insbesondere der Bank of England: 1936 veröffentlichte er hierzu die „*Bank of England Operations, 1890-1914*“ und in den 1950er in sechs Bänden die „*Financial Policy 1939-1945*“, die ein Teil der offiziellen Kriegsgeschichte wurde. Seine Geschichtsschreibungen brachten ihm 1976 den Schlag zum Ritter, den er jedoch verweigerte. Aktuell ist *Charles Goodhart (geb. 1936)* eine weitere Person dieser Tradi-

tionslinie. Ebenfalls Wirtschaftshistoriker und mit Lehrtätigkeit an der LSE, war er zwischenzeitlich von 1969 bis 1985 als Ökonom und Chefökonom direkt bei der Bank of England tätig; auch seitdem ist er dort sowie auf europäischer Ebene weiterhin in mehreren Gremien vertreten gewesen und beteiligt sich aktiv an der Mitgestaltung monetärer Angelegenheiten. Alles in allem weist die Traditionslinie der britischen Zentralbanker sowie die *Bank of England* selbst also eine lange Kontinuität auf.

Die sog. *Belle Époque* von 1870 bis Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 ermöglichte sodann den Erhalt der Prosperität von England. Zwar war es nicht mehr erste Industriemacht und industrialisierten sich Deutschland und die USA in rasantem Tempo – so erhielt bspw. nicht England, sondern Deutschland 1900 den Zuschlag für den Bau der Bagdadbahn vom türkischen Konya nach Bagdad –, doch war England weiterhin erste Handels- und Finanzmacht in der Welt. Dies mit Zahlen veranschaulichend, stabilisierte sich Englands Handelsbilanzdefizit um 1900 auf zirka 200 Mio. £ pro Jahr bzw. 10% des britischen Volkseinkommens, d.h. jedes Jahr ab 1900 kamen per Saldo aus Exporten minus Importen von Gütern mehr Güterimporte ins Land, was den Wohlstand Englands erhöhte, und zwar in Höhe von 10% des eigenen Sozialprodukts pro Jahr; nimmt man zu den Gütern nun die Exporte und Importe von Dienstleistungen hinzu, so musste England jedoch nicht 200 Mio. £ pro Jahr an die Welt bezahlen, sondern hatte einen Leistungsbilanzüberschuss und bekam daher trotz den Güterimporten mehr Zahlungszuflüsse aus der Welt, und zwar bspw. von 1891 bis 1900 in Höhe von jeweils 50 Mio. £ pro Jahr und von 1911 bis 1913 in Höhe von jeweils 200 Mio. £ pro Jahr bzw. 10% des britischen Volkseinkommens (vgl. BORTIS 2014e: 11). Diese unsichtbaren Einkommen stammten erstens aus der Handelsflotte, die 1913 bspw. Transportdienstleistungen in Höhe eines positiven Saldos von 90 Mio. £ ausführte, und zweitens aus Einkommen aus Versicherungen und Bankdienstleistungen von ungefähr 70 Mio. £ pro Jahr, die vom Finanzplatz der *City of London* ausgingen und bspw. auch das weltweite Quasi-Monopol für Seeversicherungen der Versicherungsgesellschaft Lloyds umfassten, sowie drittens aus Kapitalerträgen aus im Ausland investierten englischen Kapital, die 1913 – das britische Auslandsvermögen betrug je nach Schätzung zwischen 1/3 und 1/6 des britischen Inlandsvermögens oder 50% der gesamten Welt-Auslandsinvestitionen – die unglaubliche Höhe von 190 Mio. £ erreichten (vgl. BORTIS 2014e: 11 f.). Ein großer Teil der Kapitalerträge, deren Investitionsbasis in nicht zu unterschätzendem Ausmaß auch aus akkumulierten, überseeischen Handelsgewinnen noch zu Zeiten des Handelskapitalismus bzw. Merkantilismus in der Zeit von 1600 bis 1770 herrührte, wurde in Kolonien wie bspw. Indien reinvestiert, und zwar überwiegend zu 70% in den Eisenbahnbau und die allgemeine Infrastruktur sowie zu 12% in

die Landwirtschaft, d.h. bspw. in Plantagen wie Teeplantagen, und den Rohstoffsektor, d.h. vor allem in Bergwerke, und nur zu einem sehr geringen Anteil von zirka 4% in den für eine eigene Industrialisierung notwendigen Aufbau eines eigenen kolonialen Manufaktursektors (vgl. BORTIS 2014e: 12). Kolonien waren also lukrative Absatz- und Beschaffungsmärkte. Dies hatten auch andere europäische Großmächte so gesehen, und so setzte ab 1870 ein imperialistisches Streben nach Kolonien in Afrika und weltweit ein, das sich zunehmend verschärfte. Englands Status quo als Kolonial- und Seemacht wurde somit herausgefordert, allen voran von Deutschland, das unter der Leitung von Admiral von Tirpitz ab 1900 mit dem großangelegten Bau einer eigenen Kriegsflotte begann. Der verheerende Erste Weltkrieg schwächte Europa ungemein. Im Zuge des Krieges wurde das mit Abstand größte Gläubigerland England zum Schuldnerland, vor allem gegenüber den USA. Die Finanzvorherrschaft Englands schwand, und die *Wall Street* begann die *City of London* in den Schatten zu stellen.

### **2.3 Traditionslinie der alten Institutionenökonomik**

Um die Dekaden nach dem Ersten Weltkrieg in Amerika nicht nur als turbulent und verworren, sondern als eine Zeit großer intellektueller Fruchtbarkeit zu verstehen, bietet die Progressive Tradition – und spezifischer die Schule des Amerikanischen Institutionalismus bzw. der alten Institutionenökonomik, die die Form war, die der Progressivismus in der ökonomischen Profession einnahm – den notwendigen stabilen Bezugspunkt (vgl. MEHRLING 1997: 6). Das fortgeführte Engagement des progressiven Geistes, sowie es im Folgenden anhand der Biografien von *Allyn Young (1876 – 1929)*, *Alvin Hansen (1887 – 1975)*, *Edward Shaw (1908 – 1994)* und *Hymen Minsky (1919 – 1996)* über vier Generationen exemplarisch skizziert werden soll, zeigt sich darin, dass die materiellen Bedingungen, die zum Aufstieg der progressiven Weltansicht geführt haben, in geringen Realeinkommen und knapper werdenden Geldbeuteln einer breiten Bevölkerungsschicht weiterexistieren.

Bis auf Minsky, der in Chicago groß wurde, wuchsen alle vier in kleinstädtischen und dörflichen Gegenden auf, die vom protestantischen Wert der individuellen Verantwortung für das Gemeinwesen inspiriert waren. Sie alle bauten auf ihrer Ausbildung in Ökonomik auf und wurden Lehrer, da sie glaubten, dass Bildung ein kraftvolles Werkzeug zur sozialen Verbesserung sein kann. Im Herzen waren sie alle Reformer, und dies nicht nur, weil sie Reformen als bestmögliche Strategie zur Verteidigung des amerikanischen Wirtschaftssystems begrüßten, sondern weil sie in ihrer Vision einer guten Gesellschaft stets sahen, dass es noch besser sein könnte. Vielleicht heutzutage schwer vorstellbar und leicht als naiv abgetan, zeigt der

Progressive Geist einen hohen moralischen Sinn und eine persönliche Verantwortung für das öffentliche Gemeinwesen. Sozialistische Ideen nahmen sie alle vier zwar ernst, nämlich als Hinweise auf die reformbedürftigsten Bereiche des gegenwärtigen Systems, jedoch lehnten sie revolutionäre Veränderungen zugunsten evolutionärer Reform ab; konkret wiesen sie die Marxistische Idee eines unvermeidlichen Klassenkampfes als Motor der Geschichte zurück und machten sich vielmehr den Hegelianischen Pragmatismus eines John Dewey zu eigen, wonach Geschichte das Lösen sozialer Probleme ist. (vgl. MEHRLING 1997: 6)

Die zentrale Frage dieser Progressiven Tradition lautet nun: Was ist die richtige Funktion eines Geldsystems in einer demokratischen Gesellschaft, und – spezifischer – wie kann das private Geldinteresse mit dem öffentlichen Interesse in Einklang gebracht werden?

Geldsysteme und Geld sind die Basisinfrastruktur einer dezentralen Marktwirtschaft schlechthin. Von daher sind sie auch der spezifische Fokus von Young, Hansen, Shaw und Minsky, um sich am fortschreitenden sozialen Experiment des amerikanischen Projektes zu beteiligen, das den Amerikanischen Institutionalismus zusammenhielt, nämlich: Demokratie und dezentrale Marktwirtschaft stärker ineinander zusammenzuführen.

Der engagierte Einsatz für dieses Projekt war grundlegend, und es bestand dabei ein klares gemeinsames Interesse sowohl für ökonomisches Wachstum als gleichzeitig auch für eine gerechtere Verteilung der Früchte dieses Wachstums.

### **2.3.1 Exkurs: Wirtschaftshistorischer Kontext**

In der Zeit des Konkurrenzkapitalismus bis zirka 1870, in der kleine und mittlere Unternehmen dominierten und zwischen den Unternehmen eine intensive Konkurrenz herrschte, war das wettbewerbliche, freie Unternehmertum noch der beste Garant für dieses gemeinsame Interesse, und dem öffentlichen Interesse war am besten gedient, indem man das freie Unternehmertum und den Wettbewerb vor Eingriffen von Großunternehmen schützte (vgl. BORTIS 2014f: 44; MEHRLING 1997: 1).

Das Streben nach wirtschaftlichen und beruflichen Erfolg war mitunter religiös übersteigert und wurde – angelehnt an Calvins Prädestinationstheorie – auch als Kennzeichen des Auserwähltseins angesehen; vor allem für viele streng gläubige protestantische Unternehmer bedeutete ein Konkurs viel mehr als nur ein wirtschaftliches Ereignis (vgl. WEBER 1904: 17ff.). Die verbreitete Angst vor dem Konkurs, die zumindest latent vorhanden war, muss jedoch durch das starke wirtschaftliche Wachstum im 19. Jahrhundert abgeschwächt worden sein. Mit der Erschließung neuen Landes verlief dieses bis etwa 1850 fast ausschließlich extensiv und wurde ab 1850 mit dem Beginn der Industrialisierung – eingeleitet durch



Einwanderung und Eisenbahnbau – zunehmend intensiver. Generell beruhte die Entwicklung der US-Wirtschaft auf dem Wachstum der Binnennachfrage.

Zunächst war da das hohe Bevölkerungswachstum infolge der Einwanderung. Die meisten der alten Einwanderer in der Zeit von 1820 bis 1896, die heute noch die gesellschaftliche Oberschicht darstellen, kamen aus Nord- und Westeuropa einschließlich Zentraleuropa und da insbesondere aus Deutschland; in der Zeit von 1896 bis 1921 kamen die Einwanderer – darunter viele jüdische Einwanderer, die in Teilen Osteuropas ethnisch verfolgt wurden – hingegen überwiegend aus Süd- und Osteuropa, während eine restriktive Einwanderungspolitik die Einwanderung ab 1921 zurückgehen ließ (vgl. BORTIS 2014g: 21). Einerseits konnten viele intelligente und gut ausgebildete Bürger in Europa sozial nicht beliebig aufsteigen, da der Adel vor allem infolge der gescheiterten Revolution von 1848 – jedoch auch unabhängig davon – die politische Macht innehatte und beibehielt und Adelige weiterhin politische, militärische und administrative Schlüsselpositionen besetzten; auch war vor allem in den großen Monarchien die Meinungsfreiheit nicht garantiert und erhöhten gerade in wirtschaftlichen Krisenzeiten schlechte Wohn- und Arbeitsbedingungen, Arbeitslosigkeit sowie Hunger und Elend den Auswanderungsdruck in Europa (vgl. BORTIS 2014g: 19f). Die starke Anziehungskraft der USA bestand andererseits in dem projizierten Bild eines Landes, in dem religiöse Toleranz herrscht und wo sich ein jeder chancengleich den amerikanischen Traum von ökonomischen Erfolg und Wohlstand erfüllen kann. Da der Großteil der Immigrantengeneration, d.h. zwischen 20 und 30 Jahren alt, war, entstand nicht nur eine junge Bevölkerungsstruktur, sondern entwickelte sich vor allem auch ein hohes Bevölkerungswachstum infolge hoher Geburtenraten und ein hoher Anteil an arbeitender Bevölkerung. Verbunden mit der Erschließung des dünn besiedelten Landes weitete sich die Nachfrage nach Konsumgütern wie Nahrungsmitteln und Textilien massiv aus, was zur Ankurbelung einer Konsumgüter- bzw. Leichtindustrie führte; darüber hinaus mussten nicht nur private Häuser, sondern die ganze religiöse und soziale Infrastruktur wie bspw. Schulen, Kirchen und Krankenhäuser völlig neu geschaffen und aufgebaut werden. Dies erforderte riesige soziale und staatliche Investitionen und förderte und stärkte den sozialen Zusammenhalt innerhalb der neuen Gemeinschaften, die sich in den Weiten des fruchtbaren und ressourcenreichen Landes in den unzähligen Siedlungen, Dörfern und Kleinstädten weitgehend frei von religiösen und sozialen Einschränkungen eine neue Existenz aufbauten.

Sicher gab es darunter auch einige streng gläubige protestantische Sekten wie bspw. die Presbyterianer und die Quäker, deren Traditionen meistens schon seit dem 17. Jahrhundert in Amerika bestehen. Als Nonkonformisten mit der Anglikanischen Hochkirche in Konflikt ge-

raten, lebten sie nach strengen Regeln, die auch den Geist einer disziplinierten unternehmerischen Arbeitsethik überformten. Vor allem sahen sie die Vereinigten Staaten als das gottgelobte Land an, indem man im Unterschied zum lasterhaften und kriegsgetriebenen Europa eine bessere, gottgefälligere Welt aufbauen solle – ein religiöses Selbstverständnis, das oftmals auch heutzutage noch zumindest in der internationalen Wahrnehmung eine typische Art amerikanisches Sendungsbewusstsein fundiert (vgl. BORTIS 2014g: 23). Jedoch existierten daneben auch eine Vielzahl weniger fundamental eingestellter Gemeinschaften von Einwanderungsgruppen – eben häufig jene europäischen Einwanderer aus dem 19. Jahrhundert –, deren Mitglieder aus den verschiedensten Gründen und mit den verschiedensten Absichten nach Amerika kamen. Gleichsam protestantische Werte wie den einer hohen individuellen Verantwortung für das Gemeinwesen teilend, waren sie wesentlich liberaler und fortschrittlicher, ja demokratischer eingestellt. Solch ein demokratisches Miteinander wurde in der Gemeinschaft regelrecht gelebt, indem man sich wie selbstverständlich aushalf und gegenseitig füreinander eintrat, während man gleichzeitig weiter sein eigenes wirtschaftliches und privates Leben selbst in die Hand nahm und entwickelte; denn immerhin war und ist einer, wenn nicht sogar der höchste Wert in den USA die Freiheit, alles tun und lassen zu können, was im Rahmen des Gesetzes liegt (vgl. BORTIS 2014g: 23).

Ein starker Wachstumsmotor war sodann der Eisenbahnbau. In den Vereinigten Staaten wurden zwischen 1840 und 1900 fast genauso viele Eisenbahnen wie in der gesamten übrigen Welt zusammen gebaut, sodass das Eisenbahnnetz von 50.000 km in 1860 auf 150.000 km in 1880 und unglaubliche 420.000 km in 1914 rasant anwuchs (vgl. BORTIS 2014g: 23). Um 1860 waren jeweils 25.000 km an Eisenbahn-Streckennetz in den Nord- und Südstaaten gebaut, die jedoch nur lokal und nicht miteinander verbunden waren. Zehntausende Arbeiter der zwei Baugesellschaften *Union Pacific* und *Central Pacific* bauten dann – jeweils von der Ost- bzw. Westküste beginnend und 1869 in Utah zusammentreffend – in einem frenetischen Bau-rhythmus, in dem mehrere Kilometer Schienen pro Tag gelegt wurden, die erste Kontinental-transversale, und es folgten noch vier weitere zwischen 1883 und 1893 (vgl. BORTIS 2014g: 23). Der Eisenbahnbau war folgenreich. So wurden während und nach dem Schienenlegen im Zuge der Besiedlung des amerikanischen Westens die Ureinwohner in ihren Lebensgrundlagen zunächst beeinträchtigt – ein beliebter Zeitvertreib abenteuerhungriger Siedler war bspw. das sog. Büffelschießen aus dem Fenster der fahrenden Eisenbahn auf ihrem Weg durch die Prärie – und wenig später dann auch offen bekämpft und vertrieben. Auf der anderen Seite ermöglichte das Eisenbahn-Streckennetz den Transport von Baumwolle aus dem Süden und Getreide aus dem mittleren Westen und generell dem Landesinneren an die Ostküste, von wo

aus es dann infolge gesunkener Transportkosten noch billiger nach Europa exportiert werden konnte, bedingt auch durch den weitgehenden Freihandel landwirtschaftlicher Produkte mit vor allem England und Frankreich in Europa.

Solche europäischen Absatzmärkte, die weitgehend auf Freihandel basierten, waren gerade für den landwirtschaftlich geprägten Süden Amerikas äußerst bedeutsam, da sie so ihre Landwirtschaftsprodukte wie insbesondere Baumwolle billig in Europa verkaufen und somit wettbewerbsfähig bleiben konnten; für den Norden Amerikas, der sich bereits stark industrialisierte, war hingegen der Aufbau seiner sich entwickelnden Industrie sowie der Schutz inländischer Industrieproduktmärkte vor europäischer Konkurrenz von großer Wichtigkeit, sodass dieser zunehmend höhere, protektionistische Importzölle für Industrieprodukte durchsetzte. Dies missfiel wiederum dem amerikanischen Süden, der seine landwirtschaftlichen Maschinen und Investitionsgüter nun teurer als vorher aus Europa importieren musste, sodass die Preise der exportierten Produkte aus der Landwirtschaft folglich nicht mehr so billig sein konnten und die Wettbewerbsfähigkeit unter Druck geriet; auch bestand die Gefahr, dass europäische Länder im Gegenzug ihre Importzölle für landwirtschaftliche Produkte anheben könnten. Dies war – neben der im amerikanischen Süden praktizierten Sklaverei, die, so sehr die Südstaatenkultur ansonsten durchaus einen eigenen Charme versprüht und auf Werten basiert hat, zu den niedrigen Exportpreisen für Landwirtschaftsprodukte infolge nicht zu zahlender Löhne für die Sklavenarbeiter auf den Baumwollplantagen maßgeblich beitrug und als Institution politisch und sozial schließlich immer mehr unter Druck geriet – ebenso einer der Hauptgründe für die wirtschaftliche Notwendigkeit der Abspaltung der Konföderation der Südstaaten von den Unionsstaaten im Winter 1860/61, die den Amerikanischen Bürgerkrieg, der von 1861 bis 1865 andauerte, herbeiführte. Nach der Niederlage und Wiedereingliederung der Südstaaten – sowie der offiziellen Abschaffung der Sklaverei 1865 – begann der Wiederaufbau, und die Industrialisierung setzte sich fort. Interessant bleibt auch im Hinblick auf aktuelle Forderungen nach Freihandel, dass die Vereinigten Staaten ihren internen Markt für Industrieprodukte in der Zeit des Aufbau ihrer eigenen Industrie von 1857 bis 1914 – gleichsam den Engländern in der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert – durch sehr hohe Zölle schützten, die auch verglichen mit europäischen Zollschranken in der Tat zu den allerhöchsten je dagewesenen Zollmauern zählten und 1864 bspw. 48% des Importwertes betrug (vgl. BORTIS 2014g: 27).

Zwar begünstigten solche Zölle die Entwicklung einer Kapital- oder Investitionsgüter- bzw. Schwerindustrie, doch war dies – den Argumentationsstrang wieder aufgreifend – ganz klar auch eine direkte Folge des Eisenbahnbaus: die vielen Schienen und Maschinen, die für den Ausbau des Eisenbahnnetzes benötigt wurden, mussten hergestellt und produziert werden und

die Entwicklung einer Schwerindustrie, d.h. der Eisen- und Stahlindustrie und der Maschinenbauindustrie, ermöglichte dies. Die Zunahme der Produktion bewirkte einerseits, dass mehr Industriearbeiter in den Fabriken beschäftigt wurden; darüber hinaus erhöhte sich infolge des technischen Fortschritts die Arbeitsproduktivität je Arbeiter sowie generell die Produktivität in der Schwerindustrie enorm. Folglich konnten bspw. mehr Eisen und Stahl produziert werden: so stieg der Index der Eisen- und Stahlproduktion von 100 in 1850 auf 270 in 1870 auf 1060 in 1890 sowie auf unglaubliche 3180 in 1914 kontinuierlich an, und konnte ein Arbeiter in der Eisen- und Stahlindustrie 1914 somit fast 32 Mal mehr Eisen und Stahl produzieren als noch 1850; damit verbunden sank der Index der Kosten für Stahl von 100 in 1873 auf 20 in 1885 und auf 12 in 1900, was wiederum zu niedrigeren Marktpreisen von Stahl führte und die Verwendung von Stahl somit stark begünstigte und dessen Nachfrage steigerte (vgl. BORTIS 2014g: 28). Erhöhte Nachfrage, erhöhte Produktion, erhöhte Arbeitsproduktivität und sinkende Produktionskosten in der Schwerindustrie schaukelten sich beim Eisenbahnbau also gegenseitig hoch und verstärkten sich.

Der intensive technische Fortschritt sowie die damit verbundene Mechanisierung in Industrie und Landwirtschaft, die beide eine absolut unentbehrliche Grundlage für solche Erhöhungen der Arbeitsproduktivität darstellen, führten in den Unternehmen darüber hinaus zu anhaltend hohen Ersatzinvestitionen in neue Anlagen und Maschinen – dies war ein dritter starker Motor des Wachstums der amerikanischen Binnennachfrage im 19. Jahrhundert (vgl. BORTIS 2014g: 39). Immerhin war die Konkurrenz zwischen den Unternehmen hoch, und die Mechanisierung ermöglichte sinkende Durchschnittskosten und niedrigere Preise. Da alle Unternehmen sich mechanisierten bzw. sich zum Überleben im Konkurrenzkampf um niedrigere Preise regelrecht mechanisieren mussten, bedurfte es ständiger Neuinvestitionen in technisch bessere Maschinen und Anlagen. Die Netto-Investitionsquote, d.h. die Investitionen in neue abzüglich des Werteverfalls veralteter Maschinen, war sehr hoch und stieg von im Durchschnitt 6 bis 7 % pro Jahr im Zeitraum von 1805 bis 1840 auf 12% pro Jahr im Zeitraum von 1849 bis 1858 und 18% pro Jahr ab 1870 an, wo sie sich dann stabilisierte (vgl. BORTIS 2014g: 30); der Kapitalstock, d.h. die zur Produktion von Gütern zur Verfügung stehenden Kapitalgüter, weitete sich also insgesamt jedes Jahr in Höhe dieser durchschnittlichen Prozentzahlen – selbst im Vergleich zu Deutschland – enorm aus. Dass die ganzen Maschinen und Anlagen auch betrieben werden konnten, dafür existierten zahlreiche energetische Ressourcen, die von Wasserkraft über Kohle und elektrischer Energie bis hin zu Erdöl, das bereits im 19. Jahrhundert gefördert wurde, reichten und sehr vielfältig waren. Zudem wurde ständig nach Produktivitätssteigerungen geforscht. Die systematische Suche und Forschung führte in der Landwirtschaft

bspw. zu Mäh-Dresch-Bündelungsmaschinen: die Riesenmaschinen, die zunächst von 10 bis 20 Pferden gezogen und später dann von Verbrennungsmotoren betrieben wurden, mähten den Weizen, droschen ihn und bündelten das Stroh (vgl. BORTIS 2014g: 30). Der zunehmend mechanisierte und auch infolge des Bevölkerungswachstums und hier spezifisch der Einwanderung rasch wachsende Landwirtschaftssektor – dies ist schließlich ein vierter Wachstumsmotor der Binnennachfrage – führte durchgängig zu einer steigenden Arbeitsproduktivität, die bspw. um 1910 zirka 70 bis 90% höher war als die in der deutschen und englischen Landwirtschaft (vgl. BORTIS 2014g: 30). Es wurden hohe landwirtschaftliche Überschüsse produziert, und diese wurden auch nach Europa exportiert, waren jedoch vor allem Nahrungsmittel zur Ernährung der Industriearbeiter und generell einer wachsenden Stadtbevölkerung sowie Rohstoffe für die Verarbeitung im Industriesektor; im Gegenzug stellte der Industriesektor die von der Landwirtschaft und Landbevölkerung nachgefragten Industrieprodukte her: das Wechselspiel zwischen Stadt und Land und die hohen landwirtschaftlichen Überschüsse stützten und trieben die Urbanisierung voran, und es entwickelten sich zahlreiche Großstädte wie Boston, Chicago, Philadelphia und New York. Der Massenkonsum setzte ein, und zwar in so ziemlich allen Lebensbereichen; ermöglicht worden war dieser wiederum erst durch eine für die Vereinigten Staaten typische hohe Standardisierung der Produkte, die sich – größtenteils herbeigeführt durch eine wissenschaftliche Arbeitsorganisation nach tayloristischen Ingenieursprinzipien – schnell auf alle Produktionsbranchen ausgebreitet hatte und die Mechanisierung in der Industrie weiter beschleunigte (vgl. BORTIS 2014g: 31).

Unter diesen vier Wachstumsmotoren der amerikanischen Binnennachfrage und ihren sich gegenseitig verstärkenden Folgeeffekten im 19. Jahrhundert – das steigende Bevölkerungswachstum und die Ankurbelung der Leichtindustrie; der Eisenbahnbau und die Entwicklung einer Schwerindustrie; technischer Fortschritt, Mechanisierung und hohe Ersatzinvestitionen in neue Maschinen und Anlagen; der rasch wachsende Landwirtschaftssektor und Urbanisierung – waren es vor allem technischer Fortschritt und Mechanisierung, die immer stärker zu einem weiteren Phänomen der amerikanischen Wirtschaft, nämlich der Konzentration von Unternehmen, führten. Einige Großunternehmen, die oft hunderte von Forschern beschäftigten, die ausschließlich Erfindungen zu „produzieren“ hatten, bauten nämlich hierdurch sowie durch anhaltend hohe Bruttoinvestitionen ihren Produktivitätsvorsprung immer weiter aus und dominierten zunehmend die Märkte (BORTIS 2014g: 32). Dieses starke Streben nach Marktdominanz mochte zum einen durch ein übermäßig hohes Sicherheitsbedürfnis infolge des abschwingenden Konjunkturzyklus um 1873 begründet gewesen sein; zum zweiten kann hierfür jedoch auch das Ausnutzen von steigenden Skalenerträgen, d.h. dass sich bspw. bei einer Ver-

dopplung von Kapital und Arbeit die Produktionsmenge sogar mehr als verdoppelt, angeführt werden, welches vor allem in der fixkostenintensiven Schwerindustrie bei der Produktion bspw. großer Mengen an Eisen, Stahl und Maschinen zu sinkenden variablen Stückkosten und somit insgesamt zu sinkenden Durchschnittskosten und folglich Marktpreisen pro Output-Einheit führt; schließlich mochte ein Grund auch darin gelegen haben, dass Banken für ihre gewährten Kredite viele Sicherheiten wollten und Kredite daher bevorzugt an Großunternehmen vergaben (vgl. BORTIS 2014f: 45). Vielfach entstanden Konzerne durch vertikale Integration. Der Konzern der *Carnegie Steel Company* – Andrew Carnegie war ein irischer Weber, der sich den amerikanischen Traum erfüllte, ein riesiges Stahlimperium aufbaute und in seinen späteren Jahren großer Philanthrop war, über 2500 frei zugängliche, öffentliche Bibliotheken stiftete, damit ein jeder die Möglichkeit zur Bildung bekomme, und ein kleines, sehr lesenswertes Büchlein, den *Gospel of Wealth*, hinterlassen hat – umfasste bspw. die gesamte Wertschöpfungskette von der Kohle- und Eisenerzförderung über die Eisen- und Stahlproduktion an den Hochöfen bis hin zum Maschinenbau und der Vermarktung der Produkte.

Zwar konnten sich Kartelle wie bspw. wettbewerbsumgehende Preisabsprachen zwischen den Unternehmen nicht halten, da der Wettbewerb, auch wenn es ein monopolistischer zwischen Großunternehmen war, dann doch obsiegte, und existierten sog. Trusts, bei denen die Leitung mehrerer Unternehmungen einem einzelnen Gremium von *trustees* bzw. Vertrauenspersonen anvertraut wurde, auch nur sehr kurzzeitig und wurden Kartelle, Trusts und illegale Absprachen im *Sherman Anti-Trust Act* 1890 sodann auch verboten (vgl. BORTIS 2014g: 33). Doch entstand schnell eine neue Unternehmensstruktur, die von der Gesetzgebung und Gesetzesauslegung auch toleriert wurde, nämlich die Holding: eine Finanzgesellschaft, die die Aktienmehrheiten mehrerer Unternehmungen hält und dadurch deren Unternehmenspolitik und insbesondere Finanzierung vollständig bestimmen kann. Spätestens mit der Holding betrat nun neben *Big Business* also auch *Big Finance* die Bühne. Meist entstand eine einflussreiche Verflechtung zwischen Industrie- und Finanzsektor. So umfasste die *Rockefeller Holding* – aus dem industriellen Sektor hervorgehend – bspw. eine Gruppe von Industrieunternehmungen, verschiedene Eisenbahngesellschaften und mehrere Großbanken wie die National City Bank; die *Morgan Holding* – diese ging aus dem Finanzsektor und hier spezifisch dem Investmentbanking beim Eisenbahnbau, woraus sie riesige Gewinne gezogen hatte, hervor – kontrollierte als stärkste Finanzgesellschaft hingegen sogar noch mehr Unternehmen, darunter verschiedene Banken wie die First National Bank, Finanzgesellschaften von erstrangiger Bedeutung, die wichtigsten Versicherungsgesellschaften, 25% des in den amerikanischen Eisenbahnen investierten Kapitals sowie vielfältige Beteiligungen an Industriegesellschaften, und sie spielte

auch bei den Fusionen um 1900, die von der Grundstoff- und Produktionsgüter- bis hin zu Konsumgüterindustrie einschließlich Vertrieb und Banken sämtliche Bereiche ergriffen, eine sehr aktive Rolle: so verschwanden zwischen 1895 und 1897 bspw. 46 Unternehmen mit einem Kapital von 62 Millionen US \$ und waren es von 1898 bis 1902 bereits 531 Unternehmen mit einem Kapital von 1260 Millionen US \$ (vgl. BORTIS 2014g: 34). Die größte Fusion war schließlich 1901 die Schaffung der *US Steel Corporation* – diese hatte als erste Gesellschaft ein Kapital von über eine Milliarde US \$, umfasste den Konzern der *Carnegie Steel Company* sowie die meisten von Carnegies Konkurrenten und kontrollierte somit ganze 65% der amerikanischen Stahlproduktion (vgl. BORTIS 2014g: 34). Die Welt um 1900 war also regelrecht transformiert worden und kaum mehr wiederzuerkennen.

### **2.3.2 Progressiver Geist um 1890 bis 1920**

In dieser Zeit des Monopolkapitalismus ab etwa 1870 bis 1875, in der Großunternehmen, die auch nur noch in einem immer eingeschränkteren monopolistischen Wettbewerb zueinander standen, dominierten, hatte sich nun zunehmend gezeigt: für das gemeinsame institutionenökonomische Interesse, neben ökonomischem Wachstum gleichzeitig auch nicht für eine gerechte, sondern für eine gerechtere Verteilung der Früchte dieses Wachstums zu sorgen sowie auf diese Weise Demokratie und dezentrale Marktwirtschaft stärker ineinander zusammenzuführen, war das wettbewerbliche, freie Unternehmertum gar nicht mehr der beste Garant. Indem man das freie Unternehmertum und den Wettbewerb, der eben ein monopolistischer zwischen Großunternehmen geworden war, vor Eingriffen von außen schützt, war dem öffentlichen Interesse folglich auch gar nicht mehr am besten gedient. Vielmehr war das öffentliche Interesse selbst gänzlich aus den Augen verloren.

Ob individuelle Freiheit und Demokratie diese neue ökonomische Organisation überleben würden, war somit eine ernste Frage. Diese umfasste nicht nur die nach den Implikationen der sog. *absentee ownership* eines Thorstein Veblen, d.h. der starken, durch Finanzkapital herbeigeführten Trennung von Unternehmensmanagement auf der einen und den *absentees owners* bzw. Eigentümern von Unternehmen in Form von überwiegend Mehrheitsaktionären von Aktiengesellschaften, welche nur durch ihr vorhandenes Finanzkapital – sich meist im Hintergrund befindend – ohne große eigene Anstrengungen von Jahr zu Jahr hohe Dividendenbeträge aus den sozial produzierten Unternehmensgewinnen für sich abschöpfen können, auf der anderen Seite; die dahinterliegende Frage – die auch den grundlegenden Widerspruch zwischen Kapitalismus und Sozialismus weiter verschärft und polarisiert hat – ist hierbei die gewesen, wem bedeutende Teile des sozialen Überschusses zufließen, den Mehrheitsaktio-

nären von Großunternehmen oder bspw. dem Staat, der damit die allgemeine Bevölkerung steuerlich entlasten könne (vgl. BORTIS 2014g: 34). Vielleicht weniger grundsätzlich, doch ebenso brisant waren die Arbeitsbedingungen der Industriearbeiter in den Fabriken zum Thema geworden: diese waren von hoher Arbeitsintensität und langen Arbeitszeiten von regelmäßig 10 Stunden täglich – in Carnegies Stahlfabriken waren es sogar 12 Stunden täglich – gekennzeichnet, was zeigt, dass Produktivitätsfortschritte nicht nur durch hohe Bruttoinvestitionen, sondern auch durch harte Arbeitsbedingungen erzielt worden waren und sind; zudem war Kinderarbeit vor allem im Süden weiter existent und gab es kaum Unfallschutz für Arbeiter, geschweige denn eine gesetzliche Krankenversicherung oder andere Pfeiler eines bis heute in den Vereinigten Staaten im Grunde nicht existenten Sozialversicherungssystems (vgl. BORTIS 2014g: 35). Zwar erkämpften sich Arbeiterbewegungen – und dies lässt sich durchaus als Erfolg werten, so begrenzt der Einfluss von Gewerkschaften in den Vereinigten Staaten seitdem stets auch geblieben ist – infolge der Streikwellen von 1877, 1886, 1892 bis 1894 und 1900 bis 1905, die oftmals durch knallharten Polizeieinsatz regelrecht niedergeschlagen wurden, sowie im Rahmen der *American Federation of Labour (AFL)*, eines 1898 gegründeten gewerkschaftlichen Dachverbandes, schließlich dann 1914 im *Clayton Act* die Anerkennung und Garantie der Ausübung gewerkschaftlicher Rechte (vgl. BORTIS 2014g: 36). Doch bedeutete selbst diese begrenzt realisierte und notwendige gewerkschaftliche Organisation von Arbeit auch die Schaffung von *Big Labour*, und waren es ja schließlich gerade *Big Business*, *Big Finance* und als Reaktion hierauf eben auch *Big Labour*, die jene – verglichen mit dem früheren kleinunternehmerischen, kleinstädtischen progressiven Ideal – zunehmend entfernte und distanziertere Welt im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung geschaffen hatten, der sich die Progressiven nun gezwungenermaßen gegenüber sahen.

Ein zentrales Problem, das und dem sich die Progressiven zu stellen hatten, war also dies: wie können sie ihre Vision einer guten Gesellschaft, in der neben Wachstum auch die Früchte des Wachstums wieder gerechter verteilt sowie Demokratie und dezentrale Marktwirtschaft wieder stärker ineinander zusammengeführt werden, in solch einer industrialisierten und urbanisierten Welt überhaupt noch aufrechterhalten und sodann auch implementieren (vgl. MEHRLING 1997: 1). Zwar war allen bewusst, dass die alleinige Verteidigung des wettbewerblichen, freien Unternehmertums – immerhin waren Progressive keine bzw. nicht unbedingt Traditionalisten – in Anbetracht von Industrialisierung und Urbanisierung als nicht mehr zeitgemäß erscheinen musste. Doch mangelte es zugleich an klaren Alternativen. Von daher war es durchaus eine ernste Frage, ob individuelle Freiheit und Demokratie diese neue ökonomische Organisation überleben würden, und die Progressiven widmeten sich genau dieser



praktischen Frage, wie man das Überleben von individueller Freiheit und Demokratie im Lichte dieser neuen bedrohlichen ökonomischen Institutionen sicherstellen kann. Konkret bestand ihre Aufgabe nun darin, herauszufinden und sich dafür stark zu machen, wie man die neuen bedrohlichen ökonomischen Institutionen für anstatt gegen das öffentliche Interesse arbeiten lassen kann (vgl. MEHRLING 1997: 2).

Ein zentrales Anliegen – neben einer Vielzahl weiterer Anliegen engagierten Einsatzes, die von Korruptionsbekämpfung in Politik und Verwaltung über das Aufdecken schlechter Arbeits- und Produktionsbedingungen mittels auch als *muckraking* bezeichneten investigativen Journalismus in den Fabriken sowie dem Kämpfen für das Frauenwahlrecht bis hin zum Eintreten für Umweltschutz in und außerhalb der Städte reichten – war dabei Geld. Das private Geldinteresse war für den Progressiven Geist nämlich meist mit östlichen Bankinteressen der großen Städte der amerikanischen Ostküste einschließlich New York assoziiert, die sowohl Verfügbarkeit als auch Preis von Kredit im ganzen Land kontrollierten und damit landesweit viele kleinere Unternehmer und Farmer in ihrem Würgegriff hielten (vgl. MEHRLING 1997: 2). So schien bspw. die Verfügbarkeit von Kredit gerade in der Erntezeit, wo die Farmer ihn zum Einholen und Transportieren der Ernte am dringendsten brauchten, oftmals besonders eingeschränkt, und gab es zudem auch zu anderen Zeiten regelmäßig große periodische Schwankungen in der Verfügbarkeit von Geld und Kredit, die mit spekulativen Auf- und Abschwüngen am Finanzmarkt stark zusammenhingen.

Das grundsätzliche Problem dieses amerikanischen Bankensystems vor 1913 bzw. des *National Banking Systems* bestand dabei in erster Linie in seiner übermäßigen Disziplin bzw. – gleichbedeutend – in seiner Inelastizität von Kredit. Nachdem das private Bankensystem historisch gesehen zur Finanzierung des Sezessionskrieges von 1861 bis 1865 als erstes um seine Goldreserven gebracht worden war – hierbei hatte die Regierung der Unionsstaaten unter Finanzminister *Salmon P. Chase* 1861 hohe Bankkredite aufgenommen und die entstandenen Bankeinlagen, die gemäß der metallistischen Kredittheorie des Geldes ja letztendlich Zahlungsverprechen zum Bezahlen von Gold darstellten, dann tatsächlich gegen sämtliche Goldreserven des privaten Bankensystems eingetauscht und mit diesem ertauschten und international akzeptierten Gold im internationalen Handel viele Kriegsmaterialien aus Europa bezahlen und daher einkaufen können – und nachdem die Unionsstaaten um Finanzminister *Salmon P. Chase* – anstelle der Umtauschbarkeit von Bankeinlagen in Gold, die das private Bankensystem infolgedessen mangels Goldes nicht mehr aufrechterhalten konnte und daher aussetzen musste – sodann in einem zweiten Schritt 1862 die sog. *greenbacks*, d.h. das Papiergeld der grünen Dollarscheine, als gesetzlich vorgeschriebenes Zahlungsmittel eingeführt hat-

ten, sodass Bankeinlagen fortan eben nur noch Versprechen zum Bezahlen eben jener *greenbacks* waren, die sich somit als gesetzliches Papiergeld, unter Aussetzen der Goldumtauschbarkeit, gewissermaßen genau zwischen Bankeinlagen und Gold in die Geld-Kredit Hierarchie hineingeschoben haben und die überdies bzw. in erster Linie zumindest kurzfristig der Regierung der Unionsstaaten den Kauf weiterer Kriegsmaterialien nun auch im Inland ermöglichten, auch wenn diese zweite Strategie der Kriegsfinanzierung mittel- und langfristig nur unter Inkaufnahme einer hohen Geldentwertung der Dollarscheine geschehen konnte (MEHRLING 2012e: 2-4) –, erfolgte nämlich in einem dritten Schritt der Kriegsfinanzierung 1863 schließlich die Schaffung des disziplinierenden *National Banking Systems*, das so bis 1913 existent war: Banken durften demnach auch eigene selbstgeschaffene Banknoten, d.h. eigenes Papiergeld, herausgeben, jedoch effektiv nur in genau der Höhe, in der sie eine bestimmte mit 2% verzinste Staatsanleihe besaßen; bei allen anderen Wertpapieren, die der Banknotenausgabe hinterlegt waren, wurde dagegen eine Steuer fällig, die dies unattraktiv machte. Für Banken war dabei das Halten dieser mit 2% verzinsten Staatsanleihen ungeachtet eines evtl. höheren Marktinzinses allein deshalb schon attraktiv, weil die damit verbundenen Banknoten, die sie dadurch als eigene Verbindlichkeit überhaupt erst herausgeben durften, als solche für andere eben nur mit 0% bzw. gar nicht verzinst waren, sodass die Differenz somit einen Gewinn für die Banken darstellte. Zwar verkaufte die Regierung der Unionsstaaten in der Folge viele dieser nun sehr nachgefragten 2%-Staatsanleihen an Banken und benutzte die dadurch erhaltenen Bankeinlagen, die die Banken dank dieser Möglichkeit der Ausweitung privaten Geldes nun auch jederzeit ohne weitere Probleme mit selbstgeschaffenen, eigenen Banknoten an die Regierung ausbezahlen konnten, dazu, um im inländischen privaten Sektor den Kauf von Kriegsmaterialien zu bezahlen, wobei jene Empfänger der Banknoten im privaten Sektor diese wiederum über die entsprechende Bank zwar nicht in Gold, sondern vorerst nur jederzeit in das neue gesetzliche Zahlungsmittel der *greenbacks* eintauschen konnten.

Doch blieb die Auswahl möglicher Staatsanleihen, die Banken für die Herausgabe eigener, privater Banknoten zu besitzen hatten, auch nach Ende des Bürgerkrieges 1865 und der anschließenden schrittweisen Rücknahme umlaufender *greenbacks* weiterhin sehr begrenzt und gering, sodass auch die Banknotenausgabe von 1865 bis 1913 äußerst unelastisch und rigide war. Verstärkt noch durch sehr hohe Reserveanforderungen bei der Kreditvergabe von zirka 25%, d.h. dass Banken für jeden neu vergebenen Kredit zirka 25% der vergebenen Kreditsumme selber als eigene Barreserven sicherheitshalber zurückzuhalten hatten, war das Geldangebot des *National Banking System* also sehr disziplinierend und nur sehr wenig anpassungsfähig (vgl. MEHRLING 2012e: 5). Diese geringe Anpassungsfähigkeit des Geldange-

bots an die -nachfrage zeigte sich bereits ab 1873 in regelmäßigen finanziellen Krisen, die alle einem saisonalen Muster folgten: ländliche Banken legten i.d.R. über das Jahr hinweg überschüssige Gelder zinsbringend in New York an, wohlwissend, diese zur Erntezeit im Herbst zu benötigen, und New York verlieh diese kurzfristig weiter und legte sie national und international in Aktien und Anleihen an; zur Erntezeit verließen diese Gelder dann wiederum schlagartig zunächst New York – die Aktienpreise fielen und die Zinssätze stiegen – und über die ländlichen Banken dann auch das Geldsystem, da die Farmer der ländlichen Gebiete insbesondere des mittleren Westens dringend Geld und Kredite zur Bezahlung ihrer Ernteaktivitäten benötigten. Konnte in dieser Rückzahlungskette eine finanzielle Institution die angeforderten Gelder auch nur kurzzeitig nicht zahlen und war somit zahlungsunfähig, so führte dies in aller Regel zu kleineren bis größeren finanziellen Krisen. Doch auch unabhängig davon und darüber hinaus mussten landesweit viele Farmer und kleinere Unternehmer – strukturell bedingt durch eben jene spezifischen Restriktionen bei der Banknotenausgabe sowie vor allem auch jenen hohen Reserveanforderungen bei der Kreditvergabe – gerade in der Erntezeit von Jahr zu Jahr stets große Engpässe in der Verfügbarkeit von Geld und Kredit hinnehmen und infolge ihrer dadurch relativ hohen Nachfrage nach Geld und Kredit meist hohe Zinsen an die ländlichen Banken bzw. letztendlich an die Großbanken, denen die ländlichen Banken oftmals gehörten, in New York und anderswo in den Großstädten der amerikanischen Ostküste bezahlen. Diese östlichen Bankinteressen, die im Rahmen des *National Banking Systems* sowohl die Verfügbarkeit als auch den Preis von Kredit im ganzen Land zu kontrollieren und landesweit viele kleinere Unternehmer und Farmer in ihrem Würgegriff zu halten schienen (vgl. MEHRLING 1997: 2), waren für den Progressiven Geist von daher zumeist die ersten Assoziationen des privaten Geldinteresses, das es fortan mit dem öffentlichen Interesse wieder stärker in Einklang zu bringen galt.

Die Schaffung des *Federal Reserve Systems* 1913 war solch eine progressive Maßnahme, die das private Geldinteresse mit dem öffentlichen Interesse wieder stärker in Einklang bringen sollte und zwischen den Interessen der östlichen Kreditgeber im Sinne obiger New Yorker Plutokraten und denen der Kreditnehmer der westlichen Farmer und kleinen Unternehmen zu vermitteln suchte (vgl. MEHRLING 1997: 2). Rein praktisch sollte die Disziplin verringert bzw. – gleichbedeutend – die Elastizität des Geldsystems erhöht werden: Mitgliedsbanken des *Federal Reserve Systems*, die alle überregionalen Banken und Großbanken auch verpflichtend zu sein hatten, konnten fortan – dies entspricht der bereits erwähnten *real-bills doctrine* – jederzeit bestimmte Forderungen und Wertpapiere wie bspw. an Unternehmer und Farmer vergebene Kredite oder von ihnen begebene Wechsel schon vor Fälligkeit, also vorzeitig, bei

ihrer lokalen der zwölf landesweiten *Federal Reserve Banks* zu dem jeweiligen Diskontsatz gegen Währungsreserven eintauschen – im Fachjargon auch als diskontieren bezeichnet; jene *Federal Reserve Banks* konnten sodann, sollten ihre eigenen Währungsreserven nun knapp werden, die erhaltenen Wertpapiere wiederum jederzeit bei der *Federal Reserve in New York* gegen weitere Währungsreserven eintauschen bzw. rediskontieren. Auf diese Weise würden die Kreditnehmer, d.h. die Unternehmer und Farmer, im Falle einer solcher Diskontierung die Bezahlung der abgetretenen Forderung bzw. übertragenen Wechsel bei zukünftiger Fälligkeit nicht an ihre ursprüngliche Bank, sondern eben an die *Federal Reserve Banks* bzw. *Federal Reserve in New York* leisten, und hätten wichtiger noch als Haupteffekt die Mitgliedsbanken dadurch jederzeit ausreichend Währungsreserven zur Verfügung, um landesweit gerade zur Erntezeit weitere Kredite an nachfragende Farmer und Kleinunternehmer zu vergeben. Die Quantität des Geldes, die im *National Banking System* infolge der Restriktionen bei der Banknotenausgabe und der hohen Reserveanforderungen bei der Kreditvergabe noch sehr fix und starr war, wurde somit viel elastischer: diskontierten die Banken bspw. zur Erntezeit mehr Forderungen und Wertpapiere, d.h. tauschten sie vorzeitig bei den *Federal Reserve Banks* gemäß der Geld-Kredit Hierarchie mehr Wertpapiere in höherwertige Währungsreserven ein, als in derselben Periode an bestehenden Wertpapieren von den Kreditnehmern zurückbezahlt wurde, so stiegen daher die gesamten Währungsreserven in Summe an und die Banken konnten die höhere Geldnachfrage bedienen und mehr Kredite vergeben, sodass im Ergebnis die gesamte Geld-Kredit Hierarchie expandierte. Überstiegen umgekehrt bspw. zu anderen Zeiten des Jahres die Rückzahlungen bestehender Wertpapiere seitens der Kreditnehmer die Menge der diskontierten Wertpapiere seitens der Banken, weil bspw. die Banken infolge sinkender Geld- und Kreditnachfrage nun auch ein geringeres Bedürfnis zum Diskontieren ihrer Wertpapiere hatten, die sie nun – die Kosten des Diskontsatzes sparend – lieber selbst bis zur Fälligkeit weiter hielten, so verringerten sich summa summarum sämtliche Währungsreserven im Geldsystem und vergaben die Banken daher weniger Kredite bzw. hatten unterjährig keine überschüssigen Währungsreserven mehr zur Verfügung, die sie für übertriebene, potentiell destabilisierende Spekulationen einsetzen konnten, sodass die Geld-Kredit Hierarchie somit wieder kontrahierte. In beiden Fällen – so zeigt der Diskontmechanismus des *Federal Reserve Systems* – würde die Menge an vorhandenen Währungsreserven frei fluktuieren können und stets genau richtig sein.

Zwar kam alles anders, und agierte das *Federal Reserve System* im Ersten Weltkrieg de facto vor allem als Marktmacher für US-Staatsanleihen und nahm sämtliche dieser US-Staats- und Krieganleihen, die sie nicht an das private Bankensystem und den privaten Sektor weiter-

verkaufen und -verteilen konnte, in ihre eigene Bilanz, die Kriegsaktivitäten sozusagen selbst finanzierend; auch in den 1920er Jahren setzte das *Federal Reserve System* bzw. die *Fed* ihre Tätigkeit als Marktmacher für Wertpapiere und konkret US-Staatsanleihen, deren eigene hohe Bestände sie zunächst zu reduzieren suchte, weiter fort und erfand daraus hervorgehend 1922 die sog. Offenmarktoperationen, mit denen sie endgültige Käufe und Verkäufe von US-Staatspapieren bewusst als Instrument einzusetzen begann, um den Märkten Liquidität in Form von Währungsgeld zuzuführen bzw. zu entziehen und somit das Geldangebot an die Geldnachfrage anzupassen und damit idealerweise auch den Konjunkturzyklus zu lenken und deren Stärke etwas abzuschwächen; als sich die US-Wirtschaft dann Mitte der 1920er Jahre schließlich wieder normalisierte und sich die *Fed* unter ihrem Präsidenten der *Federal Reserve Bank of New York* Benjamin Strong – dieser war von 1914 bis 1928 erster Präsident des neuen *Federal Reserve Systems* und wurde in den 1920er Jahren sehr weit- und umsichtig von *Allyn A. Young* bis 1928 beraten – nun endlich erstmalig ihrer eigentlichen de-jure-Aufgabe, nämlich das Geldangebot bzw. konkreter die Währungsreserven gemäß oben beschriebenen nachfrageorientierten Diskontmechanismus relativ passiv nur frei fluktuieren zu lassen, widmen und diese so ursprünglich geplante und de jure auch kodifizierte eher passive Lenkung des *Federal Reserve Systems* auch erstmalig besser studieren konnte, dauerte es sodann auch nicht lange, bis es davon unabhängig und weitgehend losgelöst in der US-Wirtschaft 1929 zum großen Börsencrash, dem Schwarzen Freitag, mit einem dramatischen Ausverkauf von Aktien sowie einem freien Fall der Aktienpreise kam, woraufhin zunächst die US-Wirtschaftsaktivität stark einbrach – hierbei spielte die *Fed* unter den Nachfolgern von Benjamin Strong und Allyn Young ab 1928 hingegen eine sehr unglückliche Rolle, verweigerte sie doch vielen Banken gerade während dieser plötzlich so stark kontrahierenden Geld-Kredit Hierarchie die im Sinne von Walter Bagehot's *lender of last resort* so dringend benötigte Finanzierungsliquidität in Form von Währungsreserven und handelte generell in Bezug auf die Aufrechterhaltung einer entsprechenden Marktliquidität insgesamt viel zu defensiv – und woraufhin danach die Rezession auch die restliche Welt und insbesondere Europa erreichte, und zwar vermittelt über den Transmissionsmechanismus der fixen Wechselkurse des Goldstandards, von dem sich alsbald die meisten Länder auch schnell verabschiedeten, sodass im Ergebnis dieses weltweit starken Wirtschaftseinbruchs in den 1930er Jahren neben dem Sozialismus in der Sowjetunion in Deutschland und Europa der Faschismus herrschte und sich die Große Depression in den Vereinigten Staaten ein ganzes Jahrzehnt lang verfestigte und zäh hinausstreckte.

Jedoch bedeutete – trotz all dieser Unvorhersehbarkeiten und historischen Verwicklungen infolge des Ersten Weltkrieges und während der 1920er und 1930er Jahre, die größtenteils welt-

wirtschaftlich und weltpolitisch bedingt waren bzw. aus unserer heutigen Sicht auch zur Weltgeschichte zählen und die von daher sowieso jenseits eines konkreten und alleinigen Progressiven Einflusses gestanden haben – die progressive Maßnahme der Schaffung des *Federal Reserve Systems* 1913 aus der Progressiven Sicht des Zeitkontextes, der allein hier wichtig ist, zunächst einmal auch Folgendes: dass man nämlich *Big Finance* von da an als permanenten Akteur in den Vereinigten Staaten akzeptiert hat. Dies geschah indirekt, indem man die neue öffentliche Institution der Fed mit Macht über das private Geldinteresse ausstattete und sie gewissermaßen als institutionelles Gegengewicht zum privaten Geldinteresse der *Big Finance*, deren fortwährende Existenz man somit anerkannt hat, konstruierte.

Solch ein öffentliches Gegengewicht der *Fed* zum privaten Geldinteresse der *Big Finance* war aus Progressiver Sicht jedoch auch absolut notwendig und allerhöchste Zeit. Man musste sich endlich dem Wandel der Zeit stellen – dieser war unumkehrbar geworden. Die zunehmend industrialisierte und urbanisierte Welt, die stetig größer, entfernter und distanzierter geworden war und ebenso unumkehrbar mit jenen neuen bedrohlichen ökonomischen Institutionen von *Big Business* und *Big Finance* einherging, erforderte es schließlich einfach, dass man entgegen eines nicht mehr zeitgemäßen und womöglich sogar anachronistischen kleinunternehmerischen und kleinstädtischen progressiven Ideals nach neuen Wegen suchte, wie man diese neuen bedrohlichen ökonomischen Institutionen – im Sinne des Erhalts von individueller Freiheit und Demokratie – für anstatt gegen das öffentliche Interesse arbeiten lassen kann.

Um dies für den monetären Bereich zu erreichen und das private Geldinteresse wieder stärker mit dem öffentlichen Interesse in Einklang zu bringen, hielten daher die Gründer des *Federal Reserve Systems* um Paul Warburg aus erläuterten ökonomischen und sozialen Gründen die Schaffung jener neuen öffentlichen Zentralbankinstitution der *Fed*, die mit Macht über das private Geldinteresse ausgestattet ist und über diesem zu stehen hat, eben für am geeignetsten und setzten sich erfolgreich dafür ein. Anstatt in der Zentralbank und im *central banking* nur eine Kraft zu fürchten, die die Macht von *Big Finance* nur noch steigern könne, sahen die Progressiven in der neuen öffentlichen Institution der Zentralbank und im *central banking* vielmehr eine Kraft, die die Macht von *Big Finance* in Schach halten und kontrollieren könne (vgl. MEHRLING 1997:2). Den Fokus also weniger darauf legend, *Big Finance* daran zu hindern, das öffentliche Interesse zu untergraben, als vielmehr darauf, sich die Kraft von *Finance* zum Erreichen öffentlicher Ziele zunutze zu machen, begegnete der progressive Geist den Herausforderungen der Zeit mit mutigen Antworten und institutionellen Innovationen. Genau diese Art und Weise, angesichts drückender Probleme und Herausforderungen eines sich wandelnden Zeitgeschehens bereitwillig mit neuen Interpretationen zu antworten, die es der

Gesellschaft ermöglichen, Sinn in den neu zu bewältigenden Herausforderungen zu erkennen, sowie Vorschläge für entsprechende institutionelle Innovation zu unterbreiten (MEHRLING 1997: 221), ist sehr kennzeichnend für den Progressiven Geist und daran zeitlich anknüpfend auch für die hier zu beschreibende Traditionslinie der alten Institutionenökonomik.

### 2.3.3 Progressive Tradition ab 1920

So stand *Allyn A. Young* in den 1920er Jahren bspw. vor dem Problem, die Kraft der *Finance* und jungen *Fed* für die ökonomische Stabilisierung einer im Anschluss an den Ersten Weltkrieg unruhigen US-Wirtschaft zu nutzen, und war für *Alvin H. Hansen* das Problem dagegen die Finanzierung einer *New Frontier* aus staatlichen Investitionen, mit der er in den 1930er Jahren der Großen Depression bis hinein in die 1950er die Kraft der *Finance* zur Ankurbelung einer erlahmten US-Wirtschaft zu nutzen suchte. Angesichts schnelleren Wirtschaftswachstums weltweit stand wiederum *Edward S. Shaw* in den 1960er und 1970er Jahren vor dem Problem, wie man die Kraft der *Finance* und finanziellen Institutionen international zur Finanzierung ökonomischer Entwicklung in Entwicklungsländer nutzen kann. Eher national und generell war für *Hymen P. Minsky* in den 1980er Jahren sodann das Problem, ob überhaupt und wie sich die Kraft der *Finance* mittels der Zentralbank zur Stabilisierung einer inhärent instabilen Kreditwirtschaft nutzen lässt. Bei all diesen unterschiedlichen Problemen und Herausforderungen zeigt sich dabei eins: alle vier Personen verstanden das Geldsystem als unerlässliche Basisinfrastruktur einer jeden dezentralen Marktwirtschaft und schauten auf eben dieses Geldsystem zum Lösen wichtiger kommunaler und internationaler Probleme (MEHRLING 1997: 221). Die sich darin ausdrückende Sorge bzw. ihr stetiges Anliegen, den Platz von Geld und finanziellen Institutionen in einer Demokratie besser zu verstehen, bietet somit im Fortgang dieser Traditionslinie einen gemeinsamen Bezugspunkt der Kontinuität.

Eine weitere Kontinuität inmitten des Wandels zeigt sich sodann – ebenso aus öffentlicher Sorge inspiriert – in ihrem integrierenden Umgang mit den beiden verschiedenen monetären Welten und Geldtraditionen: der Versuch, eine Zwischenposition zwischen der chartalistischen Quantitätstheorie des Geldes in der Welt der *low finance*, die mit Populismus und dem Interesse der Kreditnehmer an Inflation assoziiert war, und der metallistischen Kredittheorie des Geldes in der Welt der *high finance*, die mit dem Geldinteresse assoziiert war, herauszuarbeiten (MEHRLING 1997: 3, 221), erwies sich für alle vier Personen als äußerst fruchtbar, und alle vier entwickelten ihre eigenen monetären Ideen und Theorien, die zu den Beziehungen jener beiden Welten in ihrer jeweils eigenen Zeit passten, entlang genau dieser dialektischen Spannungslinie. Solch eine integrierende Zwischenposition vom Standpunkt des Gemeinwe-

sens aus herauszuarbeiten und zu reformulieren, ist zwar angesichts sich fortwährend widerstreitender, spezifischer Interessen in der amerikanischen Gesellschaft politisch und intellektuell stets trickreich und herausfordernd, jedoch im Ergebnis auch sehr wichtig gewesen; dies war bspw. vor allem so nach dem Ersten Weltkrieg und in den Zwischenkriegsjahren, als viele progressive Wissenschaftler erstmals aus den Universitäten in die von ihnen neu geschaffenen öffentlichen Institutionen kamen. In der neuen Rolle des Sozialwissenschaftlers als eines *service intellectuals* mit hohem moralischen Sinn, nicht der Macht, sondern dem öffentlichen Interesse zu dienen (MEHRLING 1997: 3), wollten sie immerhin keine Fürsprecher für ein spezifisches privates Interesse sein, sondern eben bestmöglich dem öffentlichen Interesse dienen. Neben dieser Aufarbeitung der beiden Geldtraditionen und Vermittlung zwischen den zwei monetären Welten verfolgten alle vier Personen – darin spiegelt sich nämlich eine weitere Kontinuität dieser Traditionslinie wider – auch eine gemeinsame intellektuelle Strategie. So waren sie stets offen für fremde ökonomische Ideen und Theorien: *Allyn Young* setzte sich bspw. vertieft mit Alfred Marshall und der Englischen Politischen Ökonomie sowie mit der Traditionslinie der britischen Zentralbanker und vor allem Ralph Hawtrey auseinander und *Alvin Hansen* schöpfte aus der kontinentaleuropäischen Konjunkturtheorie um Albert Aftalion und von John Maynard Keynes wichtige Impulse; *Edward Shaw* inspirierten hingegen die allgemeine Gleichgewichtstheorie des Franzosen Léon Walras und die Ideen von Dennis H. Robertson, während *Hymen Minsky* wiederum den Engländer Maynard Keynes und den Keynesianismus intensiv studierte (MEHRLING 1997: 7, 222). In diesem Sinne war ihr Amerikanischer Institutionalismus bzw. diese Traditionslinie der alten Institutionenökonomik also weniger eine alternative Theorie als vielmehr ein offener Rahmen, der fremde Ideen und Theorien neu beheimaten konnte (MEHRLING 1997: 222).

Was den Amerikanischen Institutionalismus letztendlich zusammenhielt, war und ist der engagierte und fortwährende Einsatz für das amerikanische Projekt, Demokratie und dezentrale Marktwirtschaft stärker ineinander zusammenzuführen (MEHRLING 1997: 222). Bedeutensamerweise bezog sich dieser engagierte Einsatz jedoch nicht einfach nur darauf, die Mischung eines bestimmten Moments bzw. Status quo zu verteidigen und aufrechtzuerhalten, sondern vielmehr auf die fortlaufende Teilnahme an genau diesem anhaltenden sozialen Experiment, die Mischung aus Demokratie und dezentraler Marktwirtschaft stets noch weiter zu verfeinern und zu verbessern (MEHRLING 1997: 222). Das Projekt hatte also ein Ziel, eine Vision. Und auch wenn diese Vision wohl nie völlig erreicht werden würde, so war sie doch in Gedanken stets präsent, wegweisend und lenkend. Sie gab eine Richtung vor und auch einen Fokus für die Forschungen. Wenn progressive Ökonomen nach dem Ersten Weltkrieg



als *service intellectuals* in den neuen öffentlichen Institutionen arbeiteten, so dienten sie also gerade nicht den Machtstrukturen eines politischen Status quo, sondern vielmehr eben dieser ihrer eigenen Vision von einem Amerika, so wie es sein könnte (MEHRLING 1997: 222). Womöglich mag dies für heutige Ohren alles eher befremdlich klingen, doch zeigt dies wiederum auch nur, wie weit wir heutzutage von jenem progressiven Geist entfernt sind. Für die progressiven Ökonomen war solch eine klare Vision dagegen absolut gegeben und selbstverständlich; das einzige Problem für sie war nur noch, wie man von hier nach da kommt – und genau hier kam die Wissenschaft ins Spiel. (MEHRLING 1997: 222)

Inmitten der generellen Übereinstimmung über die Ziele gab es somit wissenschaftlichen Raum für Uneinigkeit und Meinungsverschiedenheiten bei der Wahl der Mittel (MEHRLING 1997: 222). Zwar teilten progressive Ökonomen in aller Regel die Konzeption von ökonomischer Entwicklung als eines offenen und evolutionären Prozesses, der von menschlicher Intervention gelenkt werden könne (MEHRLING 1997: 222). Doch bedeutete die Idee, dass man durch menschliche Intervention den Kurs der Evolution verändern könne, eben wiederum noch nicht, dass man dies auch tun sollte oder dass eine bestimmte Änderung zum Guten wäre; vielmehr könne man ebenso gut zu der wohlbegründeten Auffassung gelangen, dass der gegenwärtige Status quo aus einem langen historischen Prozess vielfältiger Anpassungen heraus entstanden ist und man es von daher langsamer und konservativer angehen sollte, in diesem feinen Gefüge überhaupt Veränderungen vorzunehmen (MEHRLING 1997: 222). Progressive Ökonomen waren und sind also nicht unbedingt bzw. nur im Stereotyp unbeirrbar Veränderungsfanatiker, die überall planlos eingreifen und alles von Grund auf verändern wollten, sondern ganz im Gegenteil i.d.R. zunächst einmal äußerst überlegte und reflektierte, geschichtlich sensibilisierte Beobachter, die bei ihren Entscheidungen, den evolutionären Prozess ökonomischer Entwicklung durch menschliche Interventionen beeinflussen zu wollen, nicht nur mutig und forsch, sondern auch zurückhaltend und konservativ sein konnten. Diese Vielfalt an Ansichten und Überzeugungen bestärkte fruchtbare, offene interne Debatten über die Richtung, in die das amerikanische Experiment ermutigt werden sollte, sich weiterzuentwickeln; die offene Architektur des Institutionalismus, die bereits nach außen einen offenen Rahmen für fremde Ideen und Theorien bot, ermöglichte somit hier auch nach innen für solch richtungsweisende interne Debatten einen offenen Raum (MEHRLING 1997: 223). All dies führte zu einer enormen Kraft und Flexibilität der ökonomischen Analyse angesichts fortwährenden Wandels und Veränderung.

Die Veränderungen zeigten sich vor allem im raschen Wandel des Charakters der Regierung sowie der wissenschaftlichen Profession der Ökonomen. Beide – Regierung und Wissenschaft

– waren zunächst klein und ziemlich machtlos, als die Progressiven sie erstmals als Orte öffentlichen Interesses zu kolonialisieren suchten; die relativ schwachen Institutionen sollten sich gemäß der *Wisconsin Idee* gegenseitig helfen, um somit besser für das Wohl der Allgemeinheit arbeiten zu können (MEHRLING 1997: 223). Sodann stieg die Bedeutung der Regierung, und zwar insbesondere die der Bundesregierung – von der Reformpolitik eines Woodrow Wilson über den *New Era* Management Liberalismus eines Herbert Hoover und den *New Deal* eines Franklin D. Roosevelt bis hin zur *New Frontier* eines John F. Kennedy – stetig an, und es entwickelte sich zunehmend ein *Big Government* – dieses war auch für den progressiven Geist unterstützenswert, und zwar genau solange, wie es ein Mittel war und ein Ort für pragmatische Lösungen gemeinsamer Probleme, die infolge der Herausforderungen von Industrialisierung und Urbanisierung die Kraft lokaler Lösungen einfach überstiegen hatten (MEHRLING 1997: 223). Jedoch wurde *Big Government* immer größer und immer mehr zu einem Endzweck in sich selber, zu einer umkämpften Arena rivalisierender Interessen, die in Summe eben auch nur ein ganz spezifisches eigenes Regierungsinteresse verfolgte und das kollektive Wir und Wohl der Allgemeinheit immer weniger in den Mittelpunkt stellte.

Weitgehend parallel zum Aufstieg von *Big Government* und begleitet von zunächst der statistischen, dann der keynesianischen und schließlich der walrasianischen Revolution, die grundlegend den Sinn der Ökonomen dafür verändert haben, was als ökonomische Erklärung zählt, transformierte sich daneben auch die wissenschaftliche Gemeinschaft der Ökonomen, die sich zunehmend professionalisierte (MEHRLING 1997: 6, 223). Sie immer mehr von anderen Sozialwissenschaften abgrenzend, arbeitete sie fortan mit ganz speziellen Forschungsmethoden und ganz speziellen technischem Vokabular an ganz speziellen Problemen. Solange wie sie dadurch dem Wohl der Allgemeinheit weiter dienen und besser für das öffentliche Interesse sprechen konnten, begrüßten progressive Ökonomen diese Professionalisierung und Spezialisierung sowie den damit verbundenen, übertragenen Expertenstatus, auch wenn ihnen wichtige wirtschaftsphilosophische und -geschichtliche Überlegungen und geisteswissenschaftliche Grundlegungen zur Ökonomie im öffentlichen Diskurs immer weniger berücksichtigt werden würden, eben als Zeichen einer sich wandelnden Welt (MEHRLING 1997: 6, 223). Jedoch hatte dieses neue Expertentum von Ökonomen immer weniger eine Vision und Mission für das Wohl der Allgemeinheit und wurde der Beruf des Ökonomen dagegen immer mehr zu einem auskömmlichen Mittelklasse-Job, bei dem man sich als Experte zu speziellen, ökonomischen Themen profilierte und ein rein ökonomisches Interesse zu vertreten hatte.

Die Regierung und Wissenschaft wuchsen also zwar zusammen an Macht. In diesem Sinne lässt sich der *New Deal* von Roosevelt in den 1930er Jahren, bei dem Regierung und Wissen-

schaft bereits eng zusammenarbeiteten und die wirtschaftlichen Geschicke in immer größeren Ausmaß selber in die Hand nahmen, auch als die *Wisconsin Idee* in groß ansehen, und die Goldene Ära der *New Economics* in den 1950er und 1960er Jahren, bei dem Regierung und Wissenschaft nun im großen Stil national und international zusammenarbeiteten und das anhaltend hohe Wirtschaftswachstum und die Wirtschaft mit ihren neuen ökonomischen Methoden erfolgreich zu lenken schienen, war sodann gewissermaßen die Erfüllung der Progressiven Vision (MEHRLING 1997: 223, 224). Jedoch lag im Sieg zugleich auch die Niederlage. Denn unausweichlich verloren Ökonomen, indem sie sich der Regierung verschrieben und somit echte Macht erlangt hatten, allmählich auch den Kontakt zur Zivilgesellschaft, und war und ist es schließlich gerade die Zivilgesellschaft, aus der zumindest in einer Demokratie jede nachhaltige Konzeption eines öffentlichen Interesses zu entspringen hat (MEHRLING 1997: 224). Mit der Institutionalisierung eines *Big Government* und der *New Economics* – so zeigt sich hier – entstand also auch eine zunehmende Distanz zur Zivilgesellschaft.

Dabei hatte mit der *Wisconsin Idee*, die tragend für den Progressiven Geist war, alles so unmittelbar und lebensnah angefangen. Die Region um Wisconsin – etwas abseits der großen Städte der Ostküste westwärts im Landesinnern – liegt im mittleren Norden der USA bei den Großen Seen. Selbst am Michigansee und teils auch am Oberen See gelegen, waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts außer in Wisconsin auch im benachbarten Minnesota und Michigan, das sich ganz inmitten der Großen Seen zudem auch noch am Huron- und Eriesee befindet, sowie in den Bundesstaaten Ohio, Indiana, Illinois und Iowa und etwas später auch weiter westlich in Nebraska und North- und South-Dakota viele europäische Einwanderer, darunter vor allem jene mittel- und nordeuropäischen frühen Einwanderer, angesiedelt, die die Folgen von Industrialisierung und Urbanisierung Ende des 19. Jahrhunderts verstärkt zu spüren bekamen. Vor allem auch zahlreiche deutsche Einwanderer siedelten bspw. direkt in Wisconsin. Sozialisiert im strukturierten deutschen Bildungssystem, das vom Humboldt'schen Bildungsideal inspiriert worden war und ist, waren viele von ihnen weniger Eigennutz und einen größeren Einsatz für das öffentliche Gemeinwohl und öffentliche Bildung gewohnt. Bei anderen europäischen Einwanderern war dies ähnlich. Zusammen setzten sie sich für soziale Reformen und Verbesserungen ein, sodass Wisconsin allmählich zu einer bzw. der Progressiven Bastion schlechthin wurde.

Gemäß der *Wisconsin Idee* – sowie sie der damalige Präsident der Universität von Wisconsin *Charles Van Hise* in einer Ansprache 1905 in die Welt gesetzt hat – soll der wohltuende Einfluss der Universität jede Familie im Land erreichen. Man wollte also die Kraft von Bildung und Wissenschaft zum Lösen sozialer Probleme nutzen. Der Progressive Geist, der sich in der

Wisconsin Idee widerfand, reichte also hinaus in die Welt; er wollte an den Missständen des Zeitgeschehens anpacken und diese verbessern. Damit einher ging eine Demokratisierung vieler Lebensbereiche. Ein gutes Beispiel hierfür ist *John Dewey*, der sich in seiner Pädagogik für ein offenes, selbstbestimmtes und auf Interessen basierendes Erfahrungslernen stark machte, das in die verschiedensten gesellschaftlichen Bereiche hineinreicht.

Aber auch in seiner Philosophie war Dewey wegweisend. Einer seiner Lehrer war schließlich auch *Charles Sanders Peirce (1839 – 1914)*, ein absoluter Ausnahmephilosoph, der seiner Zeit um hundert Jahre voraus war. Nicht nur erweiterte Peirce bspw. die erkenntnislogischen Verfahren zur Schlussfolgerung – neben induktiv und deduktiv führte er nämlich mit abduktiv ein drittes, dynamischeres Schlussverfahren ein, wonach vom Einzelnen und einer Regel hypothetisch auf eine Regelmäßigkeit geschlossen wird –, sondern begründete ganz grundlegend die moderne Semiotik und die amerikanische Philosophie des Pragmatismus. Seine weitere Rezeption erfolgte erst hundert Jahre später im Zuge der kommunikativen Wende der 1970er Jahre durch Jürgen Habermas und insbesondere Karl-Otto Apel in seiner Transzendentalpragmatik. Später nannte Peirce seinen Pragmatismus schließlich Pragmatizismus, um ihn u.a. von einem oberflächlichen Alltagsgebrauch abzugrenzen. Anders als Peirce betonte Dewey in seinem Pragmatismus, den er ebenso mitbegründete, die Dialektik von Hegel stärker, jedoch nicht in einem idealistischen, sondern einem empiristischen Sinne, der jedoch wiederum nicht mit der materialistischen Dialektik von Marx zu verwechseln ist. Dieser Hegelianische Pragmatismus von John Dewey führte im Ergebnis zu einem Geschichtsverständnis, in dem Geschichte das Lösen sozialer Probleme ist, und bildete fortan eine wesentliche philosophische Basis des progressiven Geistes und der progressiven Tradition.

Die Ökonomen der progressiven Tradition von *Allyn Young (1876–1929)*, *Alvin Hansen (1887–1975)*, *Edward Shaw (1908–1994)* bis *Hymen Minsky (1919–1996)* begrüßten im Anschluss an Dewey nicht nur dessen pragmatische Geschichtsphilosophie, sondern damit verbunden vor allem auch dessen Konzeption der wissenschaftlichen Methode der Sozialwissenschaften als eine der engagierten Nachforschungen (vgl. MEHRLING 1997: 7). Als Institutionen waren sie alle Empiriker, und viele ihrer besten Arbeiten resultierten aus statistischer Forschung; zugleich waren sie auch nicht nur Empiriker, sondern entwickelten ihre theoretischen Ideen – wie oben bereits angerissen – in intensiver Auseinandersetzung mit einer fremden analytischen Theorietradition (vgl. MEHRLING 1997: 7). Solch eine offene Deweysche Konzeption der sozialwissenschaftlichen Methode als eine der engagierten Nachforschungen, die in dieser Vielfalt zum Ausdruck kommt, gab diesen Ökonomen nämlich die Erlaubnis, es ihrer Wertorientierung zu erlauben, ihre wissenschaftlichen Studien zu lenken; mehr noch zei-

gen die Beispiele der vier Personen auch, wie engagierte Forschung superlative Wissenschaft sein kann (vgl. MEHRLING 1997: 8): alle vier wollten das private Geld- mit dem öffentlichen Interesse stärker in Einklang bringen und mussten deshalb zunächst einmal besser verstehen, wie Geld funktioniert. Sodann erteilten sie jedoch nicht nur technischen Rat, sondern entwickelten zahlreiche Vorschläge zur Verbesserung der Funktionsweise des Geldsystems und engagierten sich. In einer Demokratie ist es nämlich nicht ausreichend, einfach nur das private Geld- mit dem öffentlichen Interesse stärker miteinander in Einklang zu bringen: vielmehr muss gesehen werden, dass dies so ist – auf diese Weise trugen alle vier zu einer modernen Konzeptionen von Demokratie als einer Gesellschaftsform bei, die mit der fortwährenden Existenz der starken Kräfte von *Big Business*, *Big Finance* und *Big Government* kompatibel ist (vgl. MEHRLING 1997: 8).

Indem sie die Frage für sich selbst klärten, wie eine moderne Ökonomie mit individueller Freiheit und Demokratie vereinbar sein könnte, halfen sie auch uns, die Frage für uns zu klären (MEHRLING 1997: 8). So verteidigte *Allyn Young* bspw. die Machtfülle der Zentralbank, also der *Federal Reserve*, gegen zeitgemäße Kritiker, während er gleichzeitig *Big Business* als die Form des ökonomischen Fortschritts seiner Zeit erklärte; in ähnlicher Weise antwortete *Alvin Hansen* denjenigen, die im *New Deal* von Roosevelt einen Eingriff in die Freiheit sahen, und erklärte die integrale Rolle von *Big Government* in einer modernen Demokratie; *Edward Shaw* erklärte sodann die neuen mächtigen finanziellen Intermediäre der *Big Finance* nicht als Bedrohung für die Freiheit, sondern vielmehr als eine essentielle Infrastruktur einer modernen Ökonomie (MEHRLING 1997:8). Schließlich sah *Hymen Minsky* entgegen des finanziellen Optimismus seiner Zeit vor allem auch die Gefahren von *Big Finance* in einer potentiell instabilen Kreditwirtschaft. Als institutionelle Ökonomen glaubten alle vier, dass die Zukunft durch menschliche Handlungen und menschliche Intentionen gelenkt werden kann, und indem sie uns halfen, uns eine demokratische Zukunft vorzustellen und zu vergegenwärtigen, die nichtsdestotrotz *Big Business*, *Big Government* und *Big Finance* umfasst, halfen sie auch dabei mit, genau solch eine Zukunft zu realisieren (MEHRLING 1997: 8). In diesem Sinne waren sie nicht nur Ökonomen und Sozialwissenschaftler, sondern auch gute Bürger und Wächter des öffentlichen Interesses.

### **2.3.4 Allyn Young (1876 – 1929)**

*Allyn Abbot Young* wurde 1876 in Kenton, Ohio, nahe der Grenze zu South Dakota, in eine Mittelklassefamilie als Sohn eines Lehrers geboren. Er war ein brillanter Schüler und 1894 mit 16 Jahren der jüngste Student, der jemals vom Hiram College in Ohio graduierte. Nach

diesem frühen Universitätsabschluss arbeitete er zunächst einige Jahre als Drucker. Dann schrieb er sich an der Universität von Wisconsin ein, um unter *Richard T. Ely* Ökonomie zu studieren, und erhielt dort 1902 seinen Ph.D. Von 1902 bis 1920 folgte eine bewegte akademische Karriere, bei der Young in Cleveland, Dartmouth, Wisconsin, Stanford, Harvard, Washington St. Louis und New York an insgesamt sieben verschiedenen Stationen unterrichtete. Daneben war er mehrmals in Washington D.C. tätig, so 1900 im Büro für Bevölkerungsstatistik und während des Ersten Weltkriegs 1917 im Büro für statistische Forschungen für das „*War Trade Board*“, das knappe Güter rationierte und Ex- und Importe lizenzierte. 1918 wirkte er bei den Vorbereitungen der Pariser Friedensverhandlungen mit. Seine steigende Reputation brachte ihm 1920 eine Professorenstelle in Harvard, die er bis 1927 innehatte. Zu dieser Zeit war er auch ein sehr einflussreicher Berater von Benjamin Strong, der sozusagen der Präsident des *Federal Reserve Systems* war. Young leitete 1917 auch die *American Statistical Association* sowie 1925 die *American Economic Association* und war generell sehr gefragt. 1927 wechselte er als erster Amerikaner als Professor an die *London School of Economics (LSE)*, starb jedoch 1928 bereits ein Jahr später an einer Influenza-Grippe. Bei vielen seiner Studenten wie den späteren Nobelpreisträgern Nicholas Kaldor und Bertil Ohlin hinterließ Young einen bleibenden Eindruck. Selbst eher zurückhaltend, wurden viele seiner Schriften entweder anonym in Enzyklopädien (vgl. Young 1924: 265-321) oder erst posthum veröffentlicht. Die monetären Entwicklungen, die Allyn Young miterlebte und begleitete, lassen sich mittels folgender Tab.2 darstellen:

	Selbstregulation Dezentralisierung	Aktives Management Zentralisierung
Banking Prinzip Privates Kreditgeld	Real Bills J. Lawrence Laughlin H. Parker Willis	<u>Central Banking</u> Paul Warburg, Benjamin Strong Allyn Young
Währungsprinzip Öffentliches <i>Outside</i> -Geld	<u>National Banking System</u>	Quantitätstheorie Irving Fisher

Tab.2: Ökonomen und die Fed – Stand der monetären Ideen 1913 (Quelle: Mehrling 2015: Zeit 12:45)

Wie bereits ausgeführt, wurde das zu stark disziplinierende *National Banking System* unten links in Tab.2 mit der Schaffung des *Federal Reserve Systems* wesentlich elastischer. Eigentlich sollte dieses – wie bereits beschrieben – gemäß der *real bills doctrine* oben links operieren, und dies war auch die Sprache, in der die *Fed* kommunizierte. Doch erforderte der Erste Weltkrieg und die Nachkriegszeit – wie ebenso bereits erläutert – von der *Fed* ein aktiveres Management oben rechts. Interessanterweise war im akademischen Diskurs die *Quantitäts-*

*theorie* unten rechts von Irving Fisher – wie ebenfalls bereits dargestellt – die dominante theoretische Perspektive und blieb es im Wesentlichen auch. Diese *Quantitätstheorie* unten rechts stand im öffentlichen Diskurs wiederum mit der *real bills doctrine* oben links in Kontrast und Disput, wohingegen die neu geschaffene *Fed* beim aktiven Management oben rechts der neu zu bewältigenden praktischen Probleme – wie beschrieben – weitgehend ohne verlässlichen Rat und eigene Erfahrung da stand. Hinter diesem vehement geführten Disput zwischen der *Quantitätstheorie* unten rechts und der *real bills doctrine* oben links, der interessanterweise dominierte, verbargen sich handfeste private Interessen der Gläubiger und Schuldner im Land. Alle wollten sie einen Einfluss auf die Funktionsweise der Zentralbank ausüben.

Das Problem von Allyn Young bestand also darin, sich zwischen all diesen Kräften zu positionieren, die sich in der Zivilgesellschaft aufgestellt hatten: Main Street und Wall Street; das Interesse der Schuldner und das Interesse der Gläubiger; Westen und Osten des Landes (vgl. MEHRLING 1997: 225). Inmitten all dieser wetteifernden Interessen – so war er überzeugt – würde es auch ein größeres öffentliches Interesse geben, und aus der Logik der Geschichte heraus – so schien er darüber hinaus sogar noch überzeugt – würde dieses größere öffentliche Interesse auch unausweichlich in einer Art dialektischen Synthese, die sich aus den Widersprüchen der verschiedenen privaten Interessen herausbildet, triumphieren (vgl. MEHRLING 1997: 225). Gewissermaßen stand Young also wie ein Poet zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Kräften und Interessen, die er kunstvoll miteinander auszubalancieren suchte. In seinen eigenen Forschungen schaute er nach auftauchenden historischen Mustern, die den Kurs der zukünftigen Evolution enthüllen oder erahnen ließen, und auch bei seiner Arbeit in Regierungskommissionen und bei der Beratung von Benjamin Strong bei der *Fed* schien er stets mehr darauf bedacht, den Boden für zukünftige Entwicklungen zu bereiten als selbst den Kurs der Geschichte auf einen anderen Pfad umleiten zu wollen.

### **2.3.5 Alvin Hansen (1887- 1975)**

Jedoch änderten die Große Depression der 1930er Jahre und der Zweite Weltkrieg all dies: der natürliche Kurs der Geschichte schien zu Stagnation und Barberei zu führen, und es war somit keinesweg mehr nur ausreichend den Boden für zukünftige Entwicklungen zu bereiten – die Zukunft musste verändert werden (vgl. MEHRLING 1997: 225).

*Alvin Harvey Hansen* – gewissermaßen ein Pionier – wurde 1887 im dörflichen Viborg in South Dakota geboren. Hansen war der Sohn des Farmers Niels Hansen und Marie Nielsons, beides dänische Einwanderer. In dieser ländlichen Umgebung Viborgs aufwachsend, graduierte er 1910 mit Englisch als Hauptfach vom Yankton College. Zunächst arbeitete er dann

einige Jahre als Highschool-Lehrer. Danach schrieb er sich 1913 in die Universität von Wisconsin ein, um unter *Richard T. Ely* und *John R Commons* Ökonomik zu studieren. Seine Dissertation über Konjunkturzyklen beendete er 1918 an der Brown-Universität in Rhode-Island, wo er auch unterrichtete, und zog danach 1919 mit seiner Frau nach Minnesota. Dort arbeitete und unterrichtete Hansen – ab 1923 dann als Professor – an der Universität von Minnesota. Seine Forschungen über Konjunkturzyklen intensivierten sich, und die Veröffentlichung der Bücher *Business Cycle Theory* und *Principles of Economics* 1927 machten ihn sodann zunächst unter Ökonomen und das Buch *Economic Stabilization in an Unbalanced World* 1932, das er infolge eines geförderten, einjährigen Auslandsaufenthalts in Europa verfasste, danach auch einer größeren Öffentlichkeit bekannt. Nach seiner Rückkehr aus Europa arbeitete Hansen dann u.a. an einem staatlichen Projekt zur Einführung einer Arbeitslosenversicherung. Auch in anderen Bereichen engagierte er sich, um das Leiden vieler Menschen, das durch die Folgen der Großen Depression herbeigeführt wurde, etwas abmildern zu helfen. All dies empfahl ihn 1937 für eine Professorenstelle in Harvard, die er annahm.

Mit fortschreitender Dauer der Großen Depression war Hansen – anders als noch in seiner frühen Karriere in den 1920er Jahren, wo er sich für eine erweiterte Rolle der Regierung, die die leidenschaffenden Folgen eines dynamischen wirtschaftlichen Wachstums abmildern sollte, einzusetzen begann – nun immer stärker davon überzeugt, dass die Regierung sogar noch stärker gebraucht werde und noch mehr tun müsse (vgl. MEHRLING 1997: 225). Gemäß seiner Konzeption einer säkularen Stagnation, die er in seinem ersten Buch in Harvard namens *Full Recovery or Stagnation* 1938 entwickelte und die im Grunde dasselbe wie Keynes Gleichgewicht bei Unterbeschäftigung umfasst, könne sich die Große Depression ansonsten noch über Jahrzehnte hinausrecken. Die Regierung müsse also, um dem zu entgehen, durch massive öffentliche Investitionen das ökonomische Wachstum wiederbeleben: damit waren nicht nur gegenzyklische öffentliche Ausgaben, sondern riesige Projekte wie bspw. ländliche Elektrifizierung, das Aufräumen von Ghettos in Städten oder die Entwicklung und Bewahrung natürlicher Ressourcen gemeint; das Öffnen solch einer *New Frontier* sozusagen im eigenen Hinterhof eröffne dem privaten Sektor zahlreiche neue Investitionsmöglichkeiten. Darin lag schließlich auch der ganze Sinn und Fokus dieser dualen Ökonomie öffentlich-privater Partnerschaften von Hansen, die im Ergebnis zu einer gemeinsamen Wiederbelebung der ökonomischen Dynamik, die die Regierung sodann lenken könne, um Vollbeschäftigung anzustreben, führen würde.

Diese Idee, dass die Bürger durch *Big Government* kollektiv ihre eigene Geschichte machen und die Ökonomen dabei den Weg weisen würden (vgl. MEHRLING 1997: 225), verfolgte



Hansen auch in den 1940er Jahren, nachdem die Kriegsproduktion und der Zweite Weltkrieg zum langersehnten, wenn auch leider destruktiven wirtschaftlichen Aufschwung geführt hatten, unermüdlich weiter, so bspw. in seinen Büchern *Americas Role in the World Economy* und *Economic Policy and Full Employment* 1945 bzw. 1947, mit denen er seine duale Ökonomie und die kollektive Verantwortung von Big Government in einer größeren politischen Öffentlichkeit popularisierte. Während der Präsidentschaft Roosevelts und Trumans hatte Hansen, der nun auch sehr gefragt und als Persönlichkeit akademisch und politisch absolut etabliert war, viele Positionen in Regierungskommissionen inne, sprach oft vor dem Kongress und wirkte bspw. auch maßgeblich beim *Full Employment Act*, der Gesetzesvorlage, die 1946 u.a. den *Council of Economic Advisors* schuf – das ist das amerikanische Pendant zum Rat der Wirtschaftswaisen, der auf Betreiben Ludwig Erhards 1961 in der BRD eingeführt worden ist –, mit. Zudem war er nicht nur Berater des Finanzministeriums und im damaligen *National Security Resource Board*, das den amerikanischen Präsidenten beriet, sondern von 1940 bis 1945 ebenso ökonomischer Berater von Marriner Eccles, der auf geldpolitischer Seite dem *Federal Reserve System* vorstand. Sein Einsatz und Einfluss im öffentlich-politischen Bereich waren also sehr vielseitig.

Im akademischen Bereich begrüßte und prägte Hansen damit zusammenhängend den neuen wissenschaftlichen Stil der *New Economics*, der durch Ökonometrie und einen hohen Grad an formaler Mathematisierung gekennzeichnet gewesen ist, hingegen wie kein zweiter; ursächlich hierfür war, dass sich die historische Methodologie des Vorkriegsinstitutionalismus in einer Zeit, in der man angesichts von Depression und Krieg mit der Vergangenheit brechen wollte, als unheilbar konservativ erwiesen hatte, und Institutionisten wie Hansen vor allem eine instrumentelle, den Menschen dienende Ökonomie anstrebten (vgl. MEHRLING 1997: 225). So freundete er sich mit der Keynesianischen Theorie und Sprache, die er als die angemessenste Erklärung und operationabelste Modellwelt für die Vorkommnisse des Zeitgeschehens ansah, an und machte sich extrem erfolgreich dafür stark, die Keynesianische Ökonomie Ende der 1930er Jahre in die Vereinigten Staaten einzuführen. Hansen wurde in der Folge auch als amerikanischer Keynes bekannt. Zusammen mit John Hicks entwickelte er die neoklassische Synthese des IS-LM Modells, sowie sie in Diagrammen wie dem in Abb.4 heutzutage jedem Wirtschaftsstudenten bekannt sind. In seinem Graduiertenseminar für Fiskalpolitik inspirierte er die zukünftigen Nobelpreisträger *Paul Samuelson* und *James Tobin* dazu, die Keynesianische Ökonomie in den Vereinigten Staaten weiter zu popularisieren und anzuwenden. Generell inspirierte Hansen unzählige tausende von Studenten, die alle nach Harvard kamen und sodann nach ganz Amerika und in die ganze Welt ausströmten, das Gelernte in ihren

verantwortungsvollen Staats- und Regierungspositionen anzuwenden und umzusetzen und vermittelte ihnen diese seine neue Keynesianische Ökonomik. Im intellektuellen Vakuum der unmittelbaren Nachkriegszeit, das die Schnelligkeit des Paradigmenwechsels mangels größeren Widerstands noch beschleunigte (vgl. Kuhn 1970), breitete sich der Siegeszug dieses neuen wissenschaftlichen Stils der *New Economics* besonders schnell aus.

Jedoch blieben Hansen die notwendigen modellhaften Mängel seiner Keynesianischen Modelle und der neoklassischen Synthese stets bewusst: sie waren für ihn auch niemals eine Art des Denkens – hierzu leitete ihn vor allem seine Fundierung im Amerikanischen Institutionalismus an –, sondern lediglich eine Art des Sprechens (vgl. MEHRLING 1997: 146). Für seine Studenten hingegen, die nur noch diese eine Sprache gelernt hatten, wurde die *New Economics* schnell auch zu einer Art des Denkens – für sie waren die Modelle, die Hansen nur als Illustration seiner Ideen verwendete, untrennbaren verbunden mit den Ideen selbst geworden, sodass in der Folge für sie das ökonomische Denken nur noch in der Manipulationen dieses neuen ökonomischen Modellapparatus bestand (vgl. MEHRLING 1997: 146). In diesem Sinne waren die neuen Ökonomen, die während der Goldenen Ära des Wirtschaftsaufschwungs der 1950 und 1960 Jahre – diese Epochierung ist das amerikanische Pendant zum zeitgleichen deutschen Wirtschaftswunder in der BRD – in Politik und Wirtschaft tätig waren und diese betrieben, allesamt hochtechnisch ausgebildet und hegten hohe Ambitionen für die nationale und internationale makroökonomische Steuerbarkeit einer ganzen Wirtschaft.

Hansen, der sich in den 1950er Jahren sodann etwas zurückzog und verstärkt der Lehre widmete und Lehrbücher schrieb, blieb jedoch stets weiter engagiert; auch nach seiner Emeritierung 1957 veröffentlichte er bspw. noch zahlreiche Bücher und lehrte an mehreren Universitäten. Nach einem langen und bewegten Leben starb Alvin Hansen – gewissermaßen ein Pionier seiner Zeit – schließlich 1975 im Alter von 87 Jahren in der Stadt Alexandria in Virginia. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin wurde er in Viborg, South Dakota begraben.

### **2.3.6 Edward Shaw (1908 -1994)**

Im Vergleich zum Poeten *Allyn Young* und Pionier *Alvin Hansen* war *Edward Shaw* dagegen eher ein Pessimist-Ökonom: seine Bescheidenheit hatte nämlich wenig mit Young's Wert-schätzung für die Errungenschaften der Vorgänger oder mit der von Hansen dafür, wieviel noch zu tun verbleibt, gemeinsam, sondern rührte vielmehr von einem Sinn für die Zerbrechlichkeit aller menschlicher Errungenschaften in Anbetracht der starken Kräfte des Chaos (vgl. MEHRLING 1997: 164). Zwar glaubte Shaw während der Großen Depression und des Zweiten Weltkriegs in seinen jüngeren Jahren noch, dass das *Federal Reserve System* die wirt-

schaftlichen Geschicke des Landes steuern und lenken könne, doch wurde ihm angesichts der seit den 1950er Jahren massiv neu entstehenden und sich ausweitenden finanziellen Intermediäre der *Big Finance* zunehmend bewusst, dass die *Fed* überhaupt keine effektive Kontrolle besaß und die monetären Autoritäten auch kein Held, sondern nur ein weiterer Spieler im ewigen Kampf zwischen Gut und Böse seien (vgl. MEHRLING 1997: 164). Dazu kam verschärfend noch hinzu, dass die *Fed* in den 1950er und 1960er Jahren in seinen Augen sogar aktiv monetäres Mismanagement betrieb und jenes *Big Government* auch durch schlechte Regulierung seitens einer überaus aktiven Regierung – inspiriert durch die vorherrschende keynesianische Ökonomik – zunehmend selbst zu einem Problem geworden war.

Natürlich war Shaw als Institutionalist davon überzeugt, sich an dem fortschreitenden Experiment, Demokratie und dezentrale Marktwirtschaft stärker ineinander zusammenzuführen, zu beteiligen und daran zu partizipieren; hierzu versuchte er auch – mehr wie *Young* als *Hansen* – den Kurs der Geschichte zunächst möglichst genau zu studieren und zu verstehen, um so der Gesellschaft dabei zu helfen, Sinn in den sich verändernden Herausforderungen zu sehen und sich auf diese einzustellen. Jedoch war diesmal nicht *Big Business* oder *Big Finance*, sondern eben *Big Government* das Problem: dessen Intention, Geschichte absichtsvoll und nach Plan zu machen anstatt diese sich organisch entwickeln zu lassen, betrachtete Shaw als ein großes Hindernis für die Fortentwicklung und weitere Evolution des Experiments (vgl. MEHRLING 1997: 225). Da nun Shaw als Progressiver jedoch kaum *Big Government* direkt angreifen konnte, fokussierte er seine Bemühungen vielmehr darauf, *Big Government* zu überzeugen und zu einem anderen Verhalten zu bewegen; dies war der Grund, warum er so viel Energie darauf fokussierte, neben akademischen Ökonomen vor allem auch die Politikmacher der Regierung anzusprechen – immerhin waren diese die offiziellen Repräsentanten des öffentlichen Interesses, über die man in der Nachkriegszeit mehr noch als vorher jegliche Appelle an das öffentliche Interesse zu richten hatte (vgl. MEHRLING 1997: 226). Dies tat Shaw auch, und zwar zunächst national und ab 1960 sogar weltweit.

Geboren 1908 in Albuquerque in New Mexico, wechselte *Edward Stone Shaw* in seiner Jugend oft den Wohnsitz: so zogen er und seine Familie zunächst nach Idaho und danach noch weiter nordwestlich nacheinander in mehrere Kleinstädte des Bundesstaates Washington. Sodann zogen sie 1925 ins kalifornische Palo Alto, da der junge Shaw an der dortigen Stanford Universität u.a. sein Studium anfang. Einmal in Stanford angekommen, blieb Shaw ein Leben lang dort. Seinen Bachelor beendete er 1929, den Master 1930 und seinen Ph.D. 1936; fortan war Shaw sein ganzes Leben lang Professor in Stanford. Er und sein dortiger Mentor und Freund Bernhard Haley bauten im Grunde die Wirtschaftsfakultät von Stanford überhaupt erst

auf und verhalfen ihr zu Ansehen und Prestige. Nach einem geförderten Auslandsaufenthalt im akademischen Jahr 1937/38 in London, bei dem er mit Ausnahme von Keynes, der krank war, über von Hayek, Hawtrey, Robertson, Sraffa bis Hicks viele ökonomische Größen seiner Zeit kennenlernte und oft mit ihnen diskutierte, entwickelte Shaw beginnend in den 1940-ern zunehmend eigene monetäre Ideen und Ansätze. Dabei war für ihn methodisch gesehen kennzeichnend, dass er bei seinen Darstellungen fast ausschließlich sektorale Bilanzen, Flusskonten und solche der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung verwendete. Diese Ökonomik der Buchhaltung – sowie sie auch in Abbildungen dieser Arbeit angewendet worden ist – hielt Shaw auch für die Analyse makroökonomischer Zusammenhänge für extrem aufschlussreich, und so forschte er mit eben dieser Methodik und wurde damit in Fachkreisen bekannt. Als in den 1950er Jahren viele neue empirische Daten zum US-Bankenwesen verfügbar wurden, erreichte Shaw, dass die *Brookings Institution* und private Förderer von 1954 bis 1960 sein Projekt *Trends in commercial banking* finanzierten, in dem er – zusammen mit *John Haley* und später auch *Alain Enthoven* in gewissermaßen drei Generationen von Stanfordabsolventen – eben diese historischen US-Bankdaten gemäß seiner theoretischen Perspektive induktiv aufarbeitete. Das Ergebnis war das 1960 veröffentlichte Buch *Money in a Theory of Finance*, mit dem er endlich die Politikmacher bei der *Fed* und die akademischen Ökonomen ansprechen und überzeugen konnte.

Jedoch ließen sich die Politikmacher und akademischen Ökonomen – trotz klarer Datenlage – nicht wirklich überzeugen und von ihren paradigmatischen Grundfesten abbringen. Für Shaw war es bspw. vor allem wichtig, die Geldheit des Geldes zu bewahren. Die essentielle und wesentliche Eigenschaft von Geld war für ihn nämlich die, dass sein Preis in Recheneinheiten fixiert ist. Genau dieser feste Geldpreis in Recheneinheiten mache es gerade nützlich, da nur so alle Marktteilnehmer einen gedanklichen, festen Bezugspunkt haben, gegen den sie alle anderen Preise gemäß Angebot und Nachfrage frei fluktuieren lassen können (vgl. MEHRLING 1997: 179), und somit in Vertrauen auf diese Preisstabilität überhaupt erst klare Erwartungen bilden können. Um diese Erwartungsbildung seitens der Marktteilnehmer zu unterstützen, sollte die *Fed* von daher auch nicht so aktiv in den Wertpapiermärkten intervenieren, sondern vielmehr ihr Geldangebot an die Geldnachfrage anpassen bzw. mangels stabiler Geldnachfrage eher passiv an einem konstanten, für alle Marktteilnehmer klaren Geldmengenwachstum als Referenzgröße – dies ist eine monetaristische Position – festhalten, da sich auf diese Weise die kurzfristigen konjunkturellen Schwankung am besten stabilisieren ließen. Dies sahen die keynesianisch inspirierten Politikmacher bei der *Fed* jedoch anders. Auch die akademischen Ökonomen änderten ihre Grundhaltung nicht wirklich. Bei letzteren war es vielleicht gerade

Shaw's Versuch, sein Anliegen entgegen seiner eigenen bevorzugten Buchhaltungsmethodik in deren Sprache des allgemeinen Gleichgewichts vorzubringen, um so ein besseres Gehör bei ihnen zu finden, der zu Missverständnissen und Fehlinterpretationen führte (vgl. MEHRLING 1997: 178). Folglich wurde das Buch von akademischen Ökonomen sogar hochgelobt und als positiver Beitrag zur neoklassischen Geldtheorie, die Geld gemäß Quantitätstheorie in der langen Frist im Grunde überhaupt nicht als wichtig erachtet, aufgenommen (vgl. MEHRLING 1997: 178), wohingegen Geld für Shaw gerade auch langfristig sehr wohl wichtig war.

Darin liegt auch seine Bedeutung für *Finance*. Als untrennbare Basisinfrastruktur einer jeden dezentralen Marktwirtschaft ermöglichen Geld und Geldsysteme nämlich, dass überschüssige Gelder über Finanzintermediäre, die man als marktmachende Wertpapierhändler konzeptionalisieren kann, genau dorthin weitergeleitet werden, wo sie am meisten benötigt werden. Aber mehr noch: durch funktionierende Geldsysteme und Finanzmärkte werden die Risiken ökonomischer Spezialisierung abgemildert, da die investierenden Einheiten nun ein ausbalanciertes Portfolio verschiedener Wertpapiere, die somit das Risiko spezifischer Investitionen weitgehend diversifizieren, halten können; dadurch finden auch spezialisiertere, risikoreichere Unternehmen ihre Investoren, was wiederum die wirtschaftliche Arbeitsteilung mitsamt ihrer produktiven Folgeeffekte fördert, sodass sich die Kraft solch einer durch das Geldsystem gestützten *Finance* im Ergebnis positiv auf die gesamte wirtschaftliche Entwicklung auswirkt (vgl. MEHRLING 1997: 189). Diese positive Entwicklungsdynamik und Kraft der *Finance*, die Shaw für die weitere Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft zu nutzen suchte, wurde jedoch entgegen seiner engagierten Überzeugungsversuche von den Politikmachern und akademischen Ökonomen seiner Zeit nicht so wahrgenommen.

Von daher wendete sich Shaw ab 1960 den Entwicklungsländern in der Welt zu: er wollte deren vorhandene finanzielle Strukturen weiterentwickeln – da er glaubte, dass finanzielle Unterentwicklung ein Hindernis für reale wirtschaftliche Entwicklung sein kann – und somit einen positiven Beitrag für deren reale wirtschaftliche Entwicklung leisten (vgl. MEHRLING 1997: 207). Funktionierende Geldsysteme und finanzielle Institutionen seien nämlich keineswegs selbstverständlich, sondern ein teures Luxusgut, das sich nur wohlhabende Ökonomien leisten können, wobei sich gesellschaftlicher Nutzen und soziale Kosten, die oftmals auf den ersten Blick gar nicht so ersichtlich sind, einander gegenüberstehen. Anders als beim ersten Projekt war Shaw nun durchwegs so gut wie auf sich allein gestellt. Zunächst hielt er 1962 in Japan und 1964 in Pakistan die sog. SEANZA-Vorlesungsreihe für Mitarbeiter von asiatischen und australisch-neuseeländischen Zentralbanken. Dadurch vermittelt beriet er sodann im Sommer 1965 die südkoreanische Zentralbank, was überaus erfolgreich ablief. Die Umsetz-

ung seiner Vorschläge, die Zinssätze zu erhöhen, führten zu einem Rückgang bzw. Beenden der Inflation und erhöhten im Vertrauen auf die neue Preisstabilität das Sparen in der Bevölkerung, und somit Kapitalinvestitionen und wirtschaftliches Wachstum. Nach der südkoreanischen Zentralbank beriet Shaw, der sodann unter Zentralbankern sehr gefragt war, zahlreiche weitere Zentralbanken weltweit: so bspw. in Brasilien, Kolumbien, Uruguay, Iran, Afghanistan, Malaysia, Ghana und Portugal. Nicht nur half er diesen Ländern durch seine Expertise weiter und finanzierte sich dadurch sein eigenes Projekt vollständig selber. Zugleich erhielt er Zugang zu einer Fülle notwendiger empirischer Daten, auf die er seine sich entwickelnden Ideen und Ausführungen stützen konnte. Diese veröffentlichte er schließlich 1973 in seinem wegweisenden Buch *Financial Deepening in Economic Development*.

Der zentrale Ratschlag, den Shaw den Finanzministern und Zentralbankern in Entwicklungsländern darin mit auf den Weg gab, lautete: „*Get the price of money right!*“. Genauer gesagt gibt es – angelehnt an und in Erweiterung von Abb.11 – insgesamt vier Preise von Geld, nämlich allgemeines Preisniveau, Zinssatz, par und Wechselkurs. Bezüglich allgemeinen Preisniveaus lässt sich ein genereller Anstieg der Preise bzw. eine Preisinflation auch als eine Steuer auf das Finanzsystem, die die Sparer dadurch zu umgehen suchen, indem sie einfach keine finanziellen Vermögenswerte mehr ansammeln, ansehen; durch diese faktische Inflationssteuer wird also nicht länger in größerem Ausmaß gespart und investiert, sodass in einer dezentralen Marktwirtschaft, die sich durch Spezialisierung von Unternehmen auszeichnet, folglich auch die Vorteile der Arbeitsteilung mitsamt deren produktiven und wachstumsfördernden Folgeeffekten weniger genutzt werden (vgl. MEHRLING 1997: 212). Ein solches *financial deepening* – dies stellt somit die wahren Kosten von Inflation dar – wird also infolge von Inflation unterdrückt bzw. gehemmt. Um dem entgegenzuwirken, müsse man die Inflation verringern, und zwar vorzugsweise mit einem konstanten Geldmengenwachstum, das für alle Marktteilnehmer klar ist und als Referenzgröße dient: infolge solch einer klaren Regel würden nämlich die Erwartungen in der Bevölkerung dahingehend geändert, dass sie das allgemeine Preisniveau zukünftig als stabil ansieht, sodass diese erwartete zukünftige Preisstabilität wiederum die Geldnachfrage und im Ergebnis *financial deepening* stimulieren kann (vgl. MEHRLING 1997: 212). Bezogen auf den Zinssatz müsste man die nominalen Einlagenzinsen bei Bankkonten erhöhen. Somit würde angezeigt, dass Ersparnisse inländischer Sparer für die inländische Wirtschaft gebraucht würden und dass inländische Investoren diese knappen Ersparnisse, für die sie nun einen gewissen Zinssatz zahlen müssten, nicht verschwenden, sondern zuerst für die viel versprechendsten und ertragreichsten Investitionen verwenden sollen; darüber hinaus würde Geld vermehrt aus den Verstecken überhaupt erst einmal in das Geld-

system und die Finanzmärkte gelangen (vgl. MEHRLING 1997: 212f.) Bezogen auf den Geldpreis par, der bereits auf 1:1 fest fixiert ist, müsste man die Liquidität und Kreditvergabe von Banken stets achtsam im Blick behalten. Schließlich müsste man bezüglich des Wechselkurses, der durchaus flexibel sein kann, da man einen unter Druck geratenen festen Wechselkurs als Entwicklungsland sowieso nur schwer verteidigen könne bzw. seine finanziellen Reserven hierfür nicht aufbrauchen und verschwenden solle, eine Abwertung vornehmen: dadurch würden nämlich die Exporte inländischer Güter und Dienstleistungen gefördert und die Importe ausländischer verringert sowie umgekehrt auf finanzieller Seite die Importe von Finanzkapital erhöht und deren Exporte verringert (vgl. MEHRLING 1997: 213). Begleitet noch von wohl dosierter Handelsliberalisierung und Reformen im Fiskalapparat und Steuersystem, die tiefere Gründe dafür adressieren, warum viele Entwicklungsländer ihr eigenes Geld- und Finanzsystem bei der Entwicklung hemmen und unterdrücken, können diese ihre vorhandenen finanziellen Strukturen also laut Shaw mit all den hier skizzierten Maßnahmen, die darauf abzielen, den Preis bzw. die vier Preise von Geld rechtens zu rücken, weiterentwickeln und infolge solch eines *financial deepening* einen positiven Beitrag für die eigene realwirtschaftliche Entwicklung leisten. Dies war Shaws Hauptanliegen, wofür er sich bei der Beratung und Unterstützung vieler Finanzminister und Zentralbanker in zahlreichen Entwicklungsländern dieser Welt engagiert einsetzte und unermüdlich stark machte.

Viele Leben wurden durch Edward Shaw beeinflusst. Seine Kollegen in Stanford gedachten ihm – nachdem er schließlich im Juni 1994 gestorben war – als einen bescheidenen, aber entschlossenen und zielstrebigem Menschen, der in den Leben der Menschen in vielen Ländern einen Unterschied zum Guten gemacht hat (vgl. MEHRLING 1997: 166).

### **2.3.7 Hymen Minsky (1919 – 1996)**

*Hymen Philip Minsky* wurde 1919 in Chicago geboren. Seine Eltern waren jüdische Menschewiki-Emigranten – die Menschewiki waren die moderatere der beiden Splitterfraktionen der russischen sozialistischen Bewegung, die sich 1903 aus der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands herausgebildet hatten, wohingegen die Bolschewiki unter Vladimir Iljitsch Lenin die dominantere und radikalere der beiden Splitterfraktionen, die später auch zur Kommunistischen Partei Russland transformierte, war – aus dem Belarus bzw. Weissrussland. Die Mutter aktiv in der Chicagoer Gewerkschaftsbewegung und der Vater in der jüdischen Abteilung der sozialistischen Partei Chicagos, wuchs Minsky also in einer politisch sehr sensibilisierten und aktiven Einwandererfamilie auf. Viel ließe sich über Minsky erzählen. In seinem akademischen Leben beendete er zunächst 1937 die High School und 1941 seinen Ba-

chelor in Mathematik an der Universität Chicago. Dort begann er auch den Master in Ökonomik, jedoch mussten seine Professoren bald in den Kriegsdienst, sodass er nach Harvard wechselte, von wo er dann bald selbst bis 1946 in den Kriegsdienst berufen wurde. In Harvard inspirierten ihn sodann die jungen Keynesianer um Alvin Hansen. Nach seinem Master begann Minsky unter Joseph Schumpeter seine Dissertation, der jedoch verzögernderweise unterdessen starb, und arbeitete bereits an der Brown Universität – hier war Minsky von 1949 bis 1958 tätig –, als er 1954 seinen Ph.D. beendete. Sodann arbeitete er von 1958 bis 1965 als Assistenzprofessor an der kalifornischen Berkeley Universität, bevor er danach ab 1965 zum Professor der Ökonomik an die Washington Universität in St. Louis berufen wurde, wo er bis zu seinem Ruhestand 1990 blieb. Neben seinem akademischen Werdegang war Minsky stets mit beiden Beinen im ökonomischen Geschehen seiner Zeit verankert geblieben.

Sein Fenster in die ökonomische und finanzielle Welt war seine beratende Tätigkeit bei der *Mark Twain Bank*, die 1967 neu gegründet wurde und über die nächsten drei Jahrzehnte so rasant anwuchs, dass sie bei ihrem Verkauf 1997 fast eine Milliarde US-Dollar einbrachte (vgl. MEHRLING 1999: 133). Solch eine enorme Wertentwicklung steht beispielhaft für die Evolution des amerikanischen Bank- und Börsenwesens in den 1970er und 1980er Jahren: so wurden 1972 an der *Chicago Mercantile Exchange* bspw. erstmals Devisenfutures gehandelt, d.h. Terminkontrakte, denen mit Devisen bzw. Währung anstatt einer Ware ein Finanzinstrument zugrunde liegt; hinzu kamen 1973 zunächst auch nur in Chicago und sodann im Rahmen eines geregelten Optionsmarktes ab 1981 an sämtlichen US-Börsen Aktienoptionen; solche Optionen und Futures wurden bald auch auf Aktienindizes gehandelt. Dieser ganze Derivatehandel konnte einerseits durch die zunehmende und immer stärkere Nutzung von Computertechnik realisiert werden. Andererseits waren hierfür Fortschritte in der wissenschaftlichen Finance, die nicht nur die *Portfoliotheorie* und das *Capital Asset Pricing Model (CAPM)*, sondern bspw. auch das *Optionspreismodell* 1973 von *Fischer Black* und *Myron Scholes*, was auch 1973 mit dem Nobelpreis geehrt wurde, umfassten, mindestens ebenso grundlegend. Beides förderte und bedingte – wohlgernekt trotzdem das wirtschaftliche Wachstum der 1950er und 1960er Jahre eigentlich stagnierte und in den 1970er Jahren bei gleichzeitig hoher Inflation, der sog. *Stagflation*, nur sehr gering war und erst Mitte der 1980er Jahre wieder zu einem größeren realwirtschaftlichen Aufschwung anzog – solch einen enormen Anstieg des Handelsvolumens an den Börsen und generell im Finanzsektor.

Diese zunehmende Finanzialisierung der gesamten US-Wirtschaft, die gigantische Summen umfasste, verfolgte und erlebte *Minsky* nun im Rahmen seiner beratenden Tätigkeit bei der *Mark Twain Bank* hautnah und aktiv mit; gleichzeitig bewahrte er sich jedoch sozusagen als



Wissenschaftler stets eine teilnehmende Beobachterperspektive und kritische Distanz hierzu bei, infolge derer er Ausmaß und Konzentration von *Big Finance* besorgniserregend schnell ansteigen sah. Hierbei beunruhigten Minsky vor allem die vielen periodisch wiederkehrenden finanziellen Krisen – so bspw. 1969/ 70, 1974/75 und 1980 allein in den 1970er Jahren (vgl. MEHRLING 1999: 133) –, in denen es nämlich nach jeder Krise so gut wie immer so war, dass *Big Business* weiter aus dem Markt gedrängt wurde und dagegen Ausmaß und Konzentration von *Big Finance* immer weiter zunahm. Es entstand also ein *Money-Manager-Kapitalismus*, bei dem Geld stärker noch als je zuvor sprichwörtlich die Welt regiert.

Die Unternehmensfinanzierung in diesem *Money-Manager-Kapitalismus* sei nun auch überhaupt nicht mehr so robust und stabil wie noch in den 1950er und 60er Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs, in denen Edward Shaw die positive Kraft von Finance so aktiv herausstellte, sondern seit Ende der 1960er Jahre – laut Minsky ab etwa 1966 – vielmehr immer instabiler und fragiler. Ursächlich hierfür ist eine sich verändernde Finanzierungsstruktur der Unternehmen. Die robuste *Hedge-Finance*, bei der die Zahlungszuflüsse aus der operativen und finanziellen Tätigkeit stets mehr als ausreichend sind, um jetzt und in Zukunft sämtliche vertraglichen Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen, wandelte sich nämlich zunehmend zu einer fragilen *Speculative-Finance*, bei der die erwarteten zukünftigen Zahlungszuflüsse zwar in einigen typischerweise nahen zukünftigen Perioden geringer als die vertraglich bestehenden zukünftigen Zahlungsverpflichtungen sind, bei den entsprechenden Unternehmen zukünftig jedoch stets noch ausreichend Zahlungszuflüsse eingehen, um die Zinsen der aufgenommenen Schulden bezahlen zu können, während deren Tilgungsanteil sich bei Fälligkeit durch Aufnahme neuer Schulden wieder refinanzieren lässt – Banken, die kurzfristig fällige Bankeinlagen entgegen nehmen, um langfristige feste Kredite auszugeben, betreiben bspw. stets wenigstens *Speculative-Finance*; bei deren Steigerung der *Ponzi-Finance* reichen die erwarteten zukünftigen Einzahlungsüberschüsse hingegen nicht einmal mehr aus, um die Zinsen der aufgenommenen Schulden – geschweige denn deren Tilgungsanteil – bezahlen zu können, sodass die entsprechenden Unternehmen selbst für die Zahlung der Zinsen bereits neue Schulden aufnehmen müssen, wodurch die Menge an ausstehenden Schulden im Geld- und Finanzsystem in bedrohlicher Weise exponentiell ansteigt (vgl. Minsky 1987: 230f.). Fragile Finance, die entgegen der robusten *Hedge-* die risikoreichere *Speculative-* und *Ponzi-Finance* umfasst, entwickle nun eine ganz eigene, sich selbst verstärkende Dynamik, die unausweichlich zu periodisch wiederkehrenden kleineren und größeren Finanzkrisen führe, wenn die Schulden nicht länger bezahlt werden können und sich die Marktdynamik umkehrt. So wurde die globale Banken- und Finanzkrise von 2007 bis 2009 bspw. von der *New York Times*, dem *Economist*

und vielen weiteren Zeitungen und Journalen weltweit auch als *Minsky-Moment* bezeichnet und Minsky's Ideen und Überlegungen im Zuge dieser Krise auch erstmals in einer größeren Öffentlichkeit überhaupt wahrgenommen und diskutiert. Für Minsky waren solche Finanzkrisen immerhin – wie sich basierend auf der Dynamik der hier skizzierten fragilen Finanzierungsformen der *Speculative-* und *Ponzi-Finance* zeigt – fest im Kapitalismus, der für ihn im Kern ein finanzielles System war, verankert und vorprogrammiert. Diese inhärente endogene finanzielle Instabilität sei also – klassischen und neoklassischen Gleichgewichtsüberlegungen widersprechend – ein tiefes Wesensmerkmal des Kapitalismus.

Mehr noch beeinflusse die Logik und Dynamik der Finance – gewollt und auch ungewollt sozusagen als unbeabsichtigte Konsequenz in der Systemumwelt – das gesamte Systemverhalten einer kapitalistischen Wirtschaft, d.h. bspw. die Art und Weise, wie sich die Menschen darin verhalten müssen und welchen Systemzwängen sie ausgesetzt sind. Grundlegend war für Minsky dabei die *survival-constraint* bzw. Überlebens-Bedingung, sowie sie zu Beginn von Kapitel 2.1 umschrieben wurde: dass nämlich zu jedem gegenwärtigen Zeitpunkt – Minute für Minute, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat und Jahr für Jahr – jede ökonomische Einheit – seien es nun einzelne Personen, Haushalte, Unternehmen, Regierungen oder ganze Nationen – daran gebunden ist und dafür Sorge tragen muss, dass sie ihren Zahlungsverpflichtungen nachkommen kann, sie also ihre Zahlungszuflüsse und Zahlungsverpflichtungen so miteinander ausbalanciert, dass stets ausreichend Zahlungszuflüsse vorhanden sind, um die bestehenden Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen. Diese Liquiditätsbedingung, wonach „Zahlungszuflüsse - Zahlungsverpflichtungen  $\geq 0$ “ gilt, ist auch kennzeichnend für die in dieser Arbeit erläuterte Geld-Perspektive, in der die Gegenwart typischerweise die Gegenwart bestimmt, und kann auch als der fundamentale Grundbaustein *sine qua non* einer inhärent und endogen instabilen kapitalistischen Kreditwirtschaft angesehen werden.

Um die stabilitätsbedrohenden, negativen Auswirkungen der Finance auf das Gesamtsystem halbwegs stabilisieren zu helfen, setzte sich Minsky für ein starkes *Big Government* und insbesondere eine starke *Federal Reserve* ein. Die Zentralbank solle ihmzufolge vor allem ein *Lender of Last Resort*, wenn nicht sogar *Dealer of Last Resort*, sein und die Wirtschaft mit ausreichend Finanzierungs- und u.U. auch Marktliquidität versorgen. Auch wollte Minsky mit institutionellen Reformen den Schwung von robuster zu fragiler Finance und den *Money-Manager-Kapitalismus*, der sich infolge der Finanzkrisen, die durch diese zunehmende finanziellen Instabilität ausgelöst werden, immer stärker ausweitet und konzentriert, in etwas stabilere und demokratischere Bahnen lenken, die einen echten Wettbewerb weitestgehend aufrechterhalten. Doch blieb ihm dies größtenteils vergönnt. Denn anstatt regulierender Institutionen er-

folgte nämlich seit den 1980er Jahren und vor allem in den 1990er Jahren und im ersten Jahrzehnt nach 2000 in den Vereinigten Staaten und weltweit eine Deregulierung und Liberalisierung vieler Finanzmärkte; dies trug maßgeblich zur weltweiten Banken- und Finanzkrise ab 2007 bei. Mit seinen Überlegungen führte Minsky – wie zuvor auch Edward Shaw – auch akademisch weitgehend ein Außenseiterdasein. So wurde er in der monetären Debatte seiner Zeit nicht wirklich berücksichtigt. Diese verlief – wie Tab.3 abbildet – nämlich zwischen der Welt der keynesianischen und monetaristischen Ökonomik unten rechts, die sich weitaus ähnlicher waren als sie sich selber zugestanden hätten und bspw. beide die neoklassische Synthese akzeptierten und nur über die Größe bestimmter Schlüsselparameter uneins waren (vgl. MEHRLING 1997: 166), und der *laisser-faire* Welt der wachsenden Finance oben links, wobei die Richtung der Debatte von unten rechts nach oben links und umgekehrt in gewisser Weise mit dem öffentlichen Diskurs zuzeiten Allyn Youngs in den 1920er Jahren in Tab.2 identisch geblieben ist. Demgegenüber war die Geld-Perspektive, sowie sie noch am ehesten von *Charles P. Kindleberger* gegen Ende der 1940er Jahre vertreten wurde, im akademischen Diskurs nicht wirklich präsent.

	Selbstregulation Dezentralisierung	Aktives Management Zentralisierung
Banking Prinzip Privates Kreditgeld	Fischer Black 1975	Charles Kindleberger 1948
Währungsprinzip Öffentliches <i>Outside</i> -Geld		<b>Franco Modigliani 1962</b>

Tab.3: Stand der monetären Debatte zirka 1975 (Quelle: Extraktion aus Mehrling 2015: Zeit 35:00)

Obwohl sich also die Welt von seinem Utopia wegbewegte, war Minsky nie bitter und desillusioniert – die Freude lag für ihn im Kämpfen, nicht im Siegen (MEHRLING 1999: 131). Er lebte sein Leben in der Gegenwart, nicht in irgendeiner erhofften Zukunft. Dennoch war er stets zukunftsoptimistisch, auch wenn er vor unvermeidlichen Krisen warnte; doch entsprang sein Zukunftsoptimismus nicht aus einer sanftmütigen Romantik, sondern aus tief sitzendem Glauben an individuelle Freiheit und Demokratie, ein Glaube daran, dass freie Menschen sich den Herausforderungen, die ihnen widerfahren, stellen und diese überwinden können, um sodann mit ihren Leben fortzufahren (MEHRLING 1999: 131). Auch ohne Erreichen seines Utopias spielte Minsky eine Rolle im großen Drama der Entwicklung der in seinem Fall amerikanischen Gesellschaft; dass er solch ein Leben komplett erfüllend fand, ist nur ein weiterer Hinweis auf seine Kontinuität mit der alten Institutionenökonomik und Progressiven Tradition (MEHRLING 1999: 131).

## 2.4 Integration der drei Perspektiven auf die Ökonomie

Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten, sowie sie in diesem zweiten Kapitel erläutert und bezugnehmend auf die Traditionslinie der britischen Zentralbanker und die der alten Institutionenökonomik relativ ausführlich angewendet und in deren wirtschaftshistorischen und gesellschaftlichen Kontext eingebettet worden ist, lässt sich nun in fünf Punkten mittels folgender Tab. 4 noch einmal überblicksartig zusammenfassen:

<b>Banking als Zahlungssystem</b>
1. Eine Wirtschaft aus Geldströmen 2. Die Überlebens- bzw. Liquiditätsbedingung
<b>Banking als System von Marktmachern</b>
3. Die Hierarchie von Geld und Kredit 4. Die Schlüsselrolle von Marktmachern 5. Die Schlüsselrolle der Zentralbank

Tab.4: Zusammenfassung der Geld-Perspektive (Quelle: Extraktion aus Mehrling 2015: Zeit 6:00; eigene Darstellung)

Nimmt man nun die Ausführungen aus dem ersten Kapitel mit hinzu, so lassen sich die drei Sichtweisen bzw. Perspektiven auf die Wirtschaft in folgender Tab.5 zusammenfassen:

Ökonomik	Geld-Perspektive	Finance
Vergangenheit bestimmt	Gegenwart bestimmt	Zukunft bestimmt
Gegenwart	Gegenwart	Gegenwart
Kapitalstock, K	Cash Flow	Kapitalbewertung, $P_k$
$Y = f(K, L)$	Überlebens-Bedingung	$P_k = E_0 \sum_t (1/1+r)^t C_t$

Tab.5: Zusammenfassende Übersicht der drei Perspektiven auf die Wirtschaft (Quelle: Mehrling 2012a: 2; eigene Darstellung)

Die gegenwärtige Überlebens-Bedingung der Geld-Perspektive integriert dabei die beiden anderen Sichtweisen: man hat nämlich aus der Vergangenheit akkumulierte Zahlungsverpflichtung, die in der Gegenwart fällig sind, und sogleich auch Visionen und Pläne für die Zukunft, die man heute schon kapitalisieren kann. Dies deutet Abb.15 an:

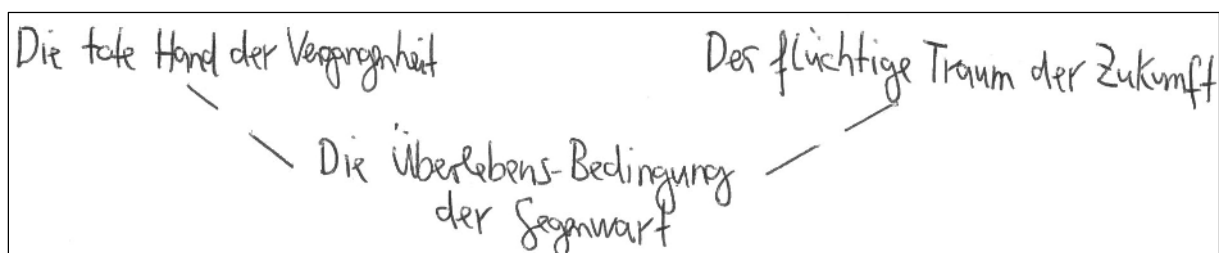


Abb.15: Integration der drei Sichtweisen auf die Wirtschaft durch die stets gegenwärtige Überlebens-Bedingung der Geld-Perspektive (Quelle: Mehrling 2012a: 10; eigene Darstellung)

### 3. Die Geld-Perspektive und finanzielle Allgemeinbildung

#### 3.1 Finanzielle Globalisierung im 21. Jahrhundert

Die ökonomische Sozial-, Theorien- und Ideengeschichte, die in den vergangenen Seiten in einem relativ wilden Ritt durchstriffen worden ist, hat vor allem auch gezeigt, dass sich die Zeit weiterentwickelt hat und sich die Menschen in den verschiedenen Epochen mit neuen Umgebungen und Herausforderungen konfrontiert sahen, die sie zunächst noch gar nicht einordnen konnten und die befremdlich für sie waren und der Erklärung bedurften. In Reaktion auf solche großen Makroveränderungen einer sich fortentwickelnden Welt versuchten u.a. auch Ökonomen, einen größeren Sinn in den entsprechenden neuen Strukturen, Institutionen und Dynamiken des jeweiligen Zeitgeschehens auszumachen und diese sich selber, aber auch ihren Mitmenschen der jeweiligen Zeit etwas besser begreiflich zu machen und zu erklären. Die sich ändernde soziale Ordnung wollte besser verstanden werden.

Im Zuge der kommerziellen Revolution im 17. und 18. Jahrhundert, die den Handel und Austausch mittels eines gesamtgesellschaftlichen Marktsystems hervorbrachte, erklärte zunächst *Adam Smith* in seinem *Wealth of Nation* 1776 die Funktionsweise dieses neuen Marktsystems und gab den Entwicklungen seiner Zeit somit eine neue Ordnung. Im Zuge der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert konfrontierte sodann *Karl Marx* in seinem *Kapital* 1867 die Produktionsbedingungen in den industriellen Fabriken und grundlegende Zwänge einer kapitalistischen Wirtschaftsweise; damit gab er wiederum den Beobachtungen und Veränderungen seiner Zeit eine neue Sichtweise und Ordnung. Im Zuge der organisationalen bzw. Managerrevolution in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erklärte anschließend *John Maynard Keynes* in seiner *General Theory* 1936 die Funktionsweise einer abermals veränderten zunehmend aggregierten Wirtschaft, die riesige Organisationen wie Big Business, Big Finance und Big Government beinhaltet. Er gab diesen für alle sichtbaren Veränderungen somit neue Ordnung. Seit den 1970er Jahren lässt sich nun eine finanzielle Revolution feststellen; diese geht wiederum mit einer digitalen Revolution, zunehmender Computerisierung und wachsender Globalisierung in allen Lebensbereichen einher. All dies verändert die Welt, in der wir leben. Haben wir für uns schon einen Sinn und eine größere Ordnung darin gefunden?

Was speziell die Geschichte des monetären und finanziellen Denkens in diesem groß angelegten Geschichtsabriss anhand der Traditionslinie der britischen Zentralbanker und der der alten Institutionenökonomik gezeigt haben sollte, ist, wie jede Generation die Bedingungen ihrer Zeit neu durchdenken musste. Unsere Aufgabe ist es, mit der finanziellen Globalisierung bzw. globalen Finanzialisierung zurechtzukommen: private finanzielle Märkte und Globalisierung

sind die Schlüsselfaktoren unserer Zeit. Dabei ist unsere heutige Welt – was die Globalisierung, also den Handel und die internationale wirtschaftliche Integration, betrifft – der Welt vor dem Ersten Weltkrieg, als England und das Pfund Sterling noch dominierten und die Bank of England unter dem Goldstandard die Zentralbank für die ganze Welt war, gewissermaßen ähnlicher als der Welt des Kalten Krieges nach dem Zweiten Weltkrieg. Bezüglich der Veränderungen infolge des Aufstiegs der Finance seit den 1970er Jahren ist unsere Welt hingegen in vielerlei Hinsicht neu. Der Versuch, diese Veränderungen der Finance zu skizzieren und in ihrem geschichtlichen Kontext zu stellen, erfolgte an verschiedenen Stellen dieser Arbeit. Im Ergebnis all dieser Veränderungen ist unsere heutige Welt nicht mehr die, die sie noch vor 1970 oder selbst 2000 war. Haben die ökonomischen Lehrbücher, aus denen wir lernen, und ökonomischen Theorien, in denen wir denken, diesen Wandel der Zeit aufgegriffen?

Die Geld-Perspektive möchte eine globale Orientierung geben. Sie versucht, einen Beitrag für das bessere Verständnis der finanziell globalisierten Welt um uns herum zu leisten. Somit lässt sich vielleicht auch eine bessere Ordnung darin finden. Womöglich entdeckt man dann auch besser das Soziale im Geld. Was ist das Soziale in diesem Griff des Geldes?

Gemäß der hier erläuterten Geld-Perspektive lässt sich eine Gesellschaft als ein Geflecht aus Kreditbeziehungen ansehen: untereinander abhängige Zahlungsverpflichtungen mit bestimmten Zeitstempel, die somit Versprechen darstellen, zu einem bestimmten zukünftigen Moment zu bezahlen, stehen dabei tatsächlichen und erwarteten Zahlungszuflüssen gegenüber; hierbei reguliert die absolut grundlegende Liquiditäts- bzw. Überlebensbedingung für alle Einheiten in der Gesellschaft diesen finalen *Zahlungsausgleich* bzw. dieses finale *Settlement* der Zahlungsmuster. Die *Finance* bestimmt nun darauf aufbauend den gegenwärtigen Wert all dieser in Zahlungsströmen ausgedrückten Wertpapiere und Vermögenswerte entsprechend ihrer Werttheorien; hierbei spielen vor allem Erwartungen über die zukünftige Performance und zukünftige Zahlungsströme eine wesentliche Rolle. Im *Banking* erfolgt sodann dies abermals erweiternd ein wichtiger Akt sozialer Konstruktion: Banken bzw. auch andere Marktmacher in der Geld-Kredit Hierarchie können nämlich selektiv entscheiden, entweder die Überlebens-Bedingung der ökonomischen Einheiten in der Gesellschaft zu verschärfen – daher kommt die Disziplin im Geldsystem – oder eben zu entspannen – daher die Elastizität. Dieser Dreischritt aus *Settlement*, *Finance* und *Banking* beeinflusst ganz grundlegend das Handeln der Menschen in einer Gesellschaft. (vgl. MEHRLING 2016)

Dabei soll auf die grundlegende Bedeutung des *Banking* in der sozialen Konstruktion gesellschaftlicher Realitäten noch kurz genauer eingegangen werden. Indem nämlich Banken bzw. auch andere Marktmacher in der Geld-Kredit Hierarchie über die selektive Durchsetzung oder

Entspannung der Überlebens-Bedingung entscheiden, geben sie einer im Grunde offenen Zukunft eine konkrete Form. So wird bspw. der flüchtige Traum der Zukunft aus Abb.15 trotz klarer Vision und guter Idee womöglich nicht realisiert, wenn er nicht zu akzeptablen Bedingungen finanziert werden kann. Dabei kann ein Grund hierfür auch in der toten Hand der Vergangenheit aus Abb.15 liegen, wenn nämlich die vergangenen Schulden, die mit Geld ausgeglichen und von der Finance bewertet werden, die gegenwärtigen Umstände bspw. in dem Sinne bedeutsam beeinflussen, dass das Ausleihen neuer finanzieller Mittel eben weitgehend eingeschränkt ist, sodass man eine bestimmte mögliche Zukunft nicht ins Leben bringen und realisieren kann. Welche der möglichen Visionen und Ideen für die Zukunft unter all den Angeboten also tatsächlich realisiert werden bzw. welche Brücke wie aus der Gegenwart hin in eine weitgehend ungewisse Zukunft gebaut und sozial konstruiert wird, hängt also genauso in nicht unerheblichem Ausmaß von dieser selektiven Entscheidung der Banken und Marktmacher in der Geld-Kredit Hierarchie ab wie die Möglichkeit, seine vergangenen Zahlungsverpflichtungen, die nun fällig sind, noch etwas weiter auf- und hinauszuschieben und somit noch etwas Zeit bis zum finalen Zahlungsausgleich zu gewinnen. Darin liegt ein absolut grundlegender diskretionärer Spielraum selektiver Entscheidung von Banken und Marktmachern in der Geld-Kredit Hierarchie einer Gesellschaft.

Um diesen zentralen Aspekt der Wirtschaft sowie ein ganz grundlegendes Verständnis der Geld-Perspektive und dessen Besonderheiten vor allem lernschwachen Jugendlichen besser vermitteln zu können, bedarf es zunächst noch einiger wirtschaftsdidaktischer und pädagogischer Überlegungen. Dies soll im Folgenden geschehen. Sodann kann die Geld-Perspektive – sowie sie von Perry Mehrling zusammengestellt und im akademischen Bereich der Vereinten Staaten stark gemacht, vertreten und unterrichtet wird – womöglich auch für lernschwache Jugendliche im deutschen Schul- und Berufsschulbereich nutzbar gemacht werden und deren finanzielle Allgemeinbildung stärken.

### 3.2 Finanzielle als Teil ökonomischer Allgemeinbildung

Hierzu bietet sich zunächst eine Unterscheidung von Bildung in Ökonomie und ökonomischer Allgemeinbildung an, sowie sie in folgender Tab.6 skizziert ist:

Bildung in Ökonomie	Ökonomische Allgemeinbildung
Volks- und Betriebswirtschaftslehre Wirtschaftssoziologie Wirtschaftsrecht	„Bildungsanstrengungen der Gemeinschaft, in denen es um pädagogische Ziele geht, die sich vom Ansatz wissenschaftlicher Erkenntnis von Wirtschaft und seiner Rahmenbedingungen unterscheiden“

Tab.6: Unterscheidung von Bildung in Ökonomie und Ökonomischer Allgemeinbildung (Quelle: angelehnt an Reifner 2011:10; eigene Darstellung)

Ökonomische Allgemeinbildung zielt also mehr darauf ab, „Personen [herauszubilden], die sich in einer demokratischen Gesellschaft selbstbestimmt bewegen und dabei von den wirtschaftlichen Möglichkeiten für sich sinnvollen Gebrauch machen können“ (Reifner 2011:10). Seit geraumer Zeit wird nun in der Wissenschaft über finanzielle als wesentlichen Teil ökonomischer Allgemeinbildung geforscht und diskutiert, immerhin ist Geld – wie auch dieses Arbeit zeigen kann – sehr wesentlich und täglicher Berührungspunkt der Menschen mit der Wirtschaft. Die deutschen und internationalen Begrifflichkeiten in diesem wissenschaftlichen und praktischen Diskurs etwas ordnend, bietet Abb.16 eine Übersicht über verwendete Begriffe und deren grundlegende Unterscheidungen im Finanzbildungswesen:

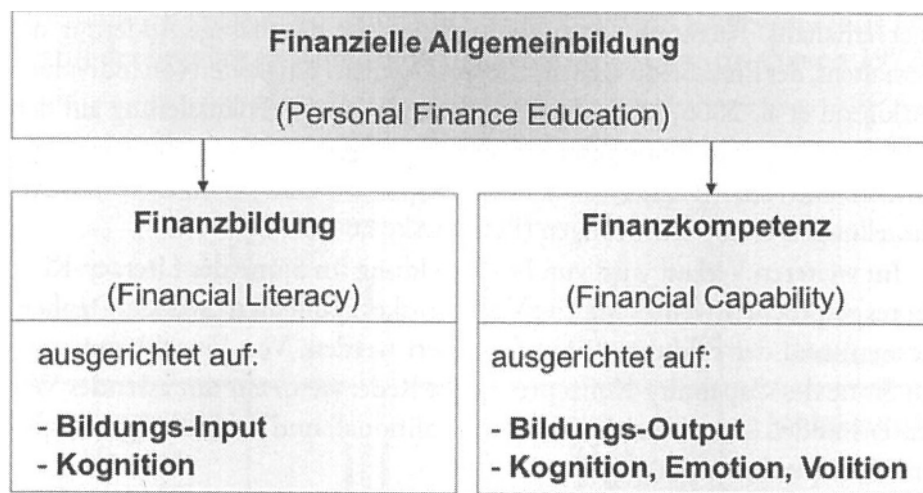


Abb.16: Begriffe im Finanzbildungswesen (Quelle: Liening/ Mittelstädt: 99)

Was die zahlreichen empirischen Studien zur finanziellen Allgemeinbildung betrifft, die hier leider aus Zeitgründen nicht im Einzelnen wiedergegeben werden können, so lässt sich dennoch überblicksartig festhalten, dass fast alle dieser methodisch und inhaltlich vielfältigen empirischen Studien nahezu einmütig zu dem Ergebnis kommen, dass es in der deutschen Bevölkerung um die finanzielle Allgemeinbildung schlecht bestellt sei (vgl. Retzmann 2011: 5). Dabei würden sich bspw. viele Jugendliche wie auch Erwachsene mit der privaten Altersvorsorge überfordert und im Nachklang der Finanzkrise verunsichert fühlen, jedoch bspw. auch ihre eigene Finanzkompetenz systematisch überschätzen (vgl. Retzmann 2011: 5). Ein erster weiterer Zugang zu einem Überblick zu Studien zur *Financial Literacy* und deren Ergebnissen findet sich bei Macha/Schuhen (2011: 146 f.). Zu dieser wissenschaftlichen und praktischen Forschung kann die Geld-Perspektive einen Beitrag leisten.



### 3.3 Förderung der Geld-Perspektive

Der spezielle Beitrag der Geld-Perspektive für die finanzielle Allgemeinbildung ergibt sich aus seiner charakteristischen Perspektive, sowie sie in vier wesentlichen Punkten in folgender Tab.7 noch einmal dargestellt und in aller Kürze angedeutet ist:

<b>Grundlegende Spezifika der Geld-Perspektive</b>
<p style="text-align: center;"><u>1. Banking ist im Wesentlichen ein Tausch von Schulden</u></p> <p>Das ist die Alchemie des Banking: Ich gehe mit dir eine Schuld ein, weil du mit mir eine Schuld eingehst, und du gehst mit mir eine Schuld ein, weil ich mit dir eine Schuld eingehe. Durch solch eine Entscheidung lässt sich sozusagen aus dem Nichts wie durch Magie die Welt verändern; methodisch gesehen lässt sich solch ein Schuldtausch mittels Bilanzen gut nachvollziehen und nachverfolgen.</p>
<p style="text-align: center;"><u>2. Das Geld- und Kreditsystem hat einen hierarchischen Charakter</u></p> <p>Für Ökonomen existieren die Märkte eher flach nebeneinander. Sie erfassen sie oftmals rein quantitativ und formal-mathematisiert. Dabei gibt es echte qualitative Abstufungen im Geld- und Kreditsystem.</p>
<p style="text-align: center;"><u>3. Es ist ein hybrides System</u></p> <p>Der Charakter des Systems ist gleichzeitig öffentlich und privat. Daraus ergibt sich kontinuierlich eine gewisse Spannung.</p>
<p style="text-align: center;"><u>4. Es besteht aus einer Balance aus Disziplin und Elastizität</u></p> <p>Das Geld- und Kreditsystem ist inhärent instabil. Es muss stets aufs Neue miteinander in Balance gebracht werden. Es ist also nicht automatisch im Gleichgewicht.</p>

Tab.7: Grundlegende Spezifika der Geld-Perspektive (Quelle: eigene Darstellung; angelehnt an eine Extraktion aus Mehrling 2016)

Etwas allgemeiner fördert die Geld-Perspektive das Denken in Zusammenhängen. Sie gibt eine Orientierung und globale Übersicht. Sie fördert auch das Entwickeln von Wertschätzung für die Komplexität und Funktionsweise von Geld- und Kreditsystemen. Dies kann motivierend sein, sich darauf aufbauend noch spezifischer mit ganz konkreten finanziellen Themen und Fragestellungen zu beschäftigen – gerade auch für lernschwache Jugendliche.

## Teil II Herleitung von Prinzipien zur Konstruktion und Gestaltung von Lehr-Lernmaterialien mit Blick auf lernschwache Jugendliche

### 1. Integration sprachlichen und fachlichen Lernens

Das Strukturprinzip in diesem ersten Kapitel ist das der zunehmenden Reflexivität (vgl. Breidbach 2007: 89).

#### 1.1 Das Sachfachliche der Sprache

Sprache wird nicht nur formal, sondern vor allem inhaltlich und funktional gedacht.

##### 1.1.1 Parallelisierung sprachlicher und kognitiver Prozesse

Die verschiedenen Sprachprozesse auf der rechten werden parallel zu den entsprechenden kognitiven Prozessen auf der linken Seite von Abb.17 gedacht:

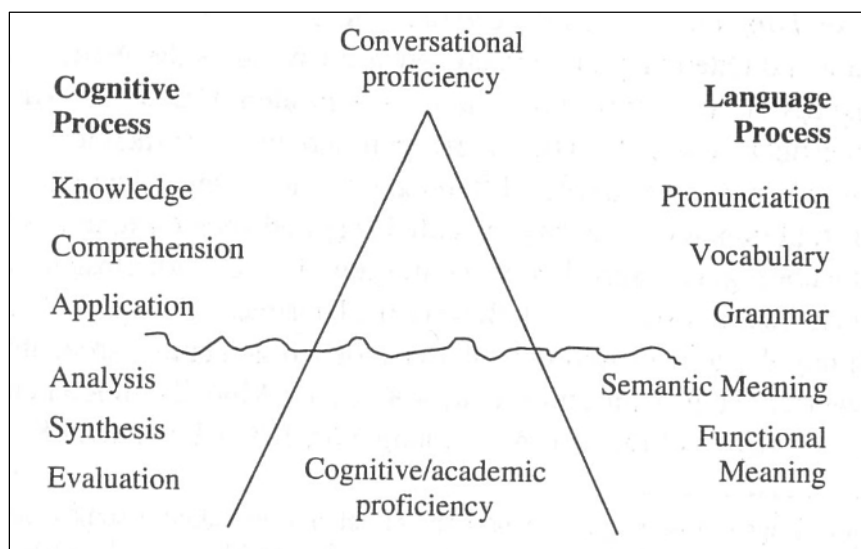


Abb.17: Parallelisierung sprachlicher und kognitiver Prozesse und deren Schichtung in Oberflächen- und Tiefenniveaus führt zur Unterscheidung von *conversational* und *Cognitive/academic proficiency* (Quelle: Cummins 1984: 138, zitiert nach Breidbach 2007: 91)

Dabei werden Oberflächenniveaus über der angedeuteten Wasserlinie, auf die mehr im alltäglichen Sprachgebrauch zurückgegriffen wird, von Tiefenniveaus unterhalb der Wasseroberfläche, auf die mehr bei kognitiv anspruchsvollen Tätigkeiten und im akademischen Bereich zurückgegriffen wird und die – dargestellt durch die Eisbergsymbolik – gewissermaßen eine Basis bilden, unterschieden. Somit lässt sich ein Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ableiten:

**Prinzip:** Die Ebene des verbalen Operators bei der Aufgabenstellung beachten

## 1.1.2 BICS/ CALP als methodische Heuristik

Ein praktisches Einteilungsschema bietet die methodische Heuristik des BICS/ CALP. BICS bezieht sich auf *Basic Interpersonal Communication Skills (BICS)* und beschreibt den Sprachgebrauch im unmittelbaren persönlichen Austausch, der eher durch Mündlichkeit gekennzeichnet ist und den Oberflächenniveaus in Abb.17 entspricht; CALP bezieht sich hingegen auf *Cognitive Academic Language Proficiency (CALP)* und beschreibt den Sprachgebrauch in weitgehend dekontextualisierten, oftmals akademischen Situationen, die eher durch Schriftlichkeit gekennzeichnet sind und den Tiefenniveaus in Abb.17 entsprechen. Ordnet man BICS und CALP nun in einer Matrix aus kognitivem Anspruch und kontextueller Stützung an – so wie dies in Abb. 18 dargestellt ist –, so bezieht sich BICS auf die Quadranten A und C und CALP auf die Quadranten B und D.

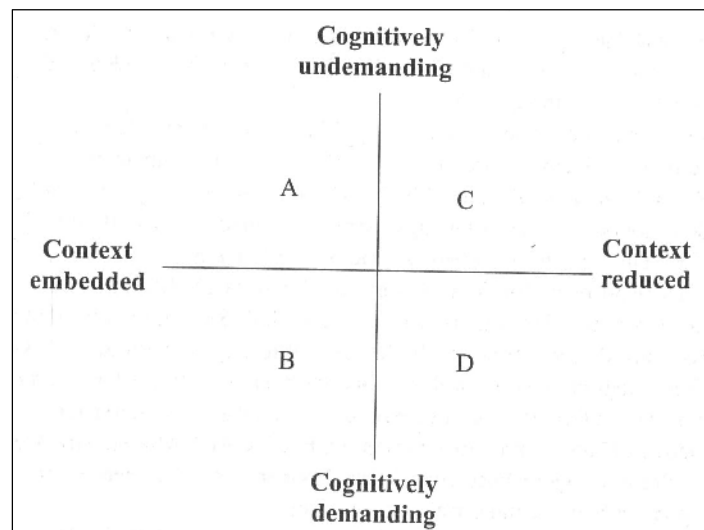


Abb.18: BICS/CALP-Matrix aus kognitivem Anspruch und kontextueller Stützung (Quelle: Cummins 1984: 139, zitiert nach Breidbach 2007: 97)

Die BICS/CALP-Matrix in Abb.18 ist also etwas differenzierter. Sie zeigt, dass der Kontext angereichert oder reduziert sein kann und dies die Schwierigkeit kognitiver und sprachlicher Prozesse mitbestimmt. Daraus lässt sich nun ein nächstes Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ableiten:

**Prinzip:** Eine stufenweise Progression der Aufgabenschwierigkeit vornehmen

## 1.2 Lerntheoretische Implikationen

Daraus ergeben sich Überlegungen zum Lernen. So ist der Erwerb von wissenschaftlichen Konzepten und Begriffen wichtig. Diese sind meist sehr spezifisch und präzise, und da sie auf der Ebene der Tiefenniveaus in der Eisbergsymbolik verankert sind, hat deren erfolgreiches

Erlernen und Beherrschen einen größeren Einfluss auf die Oberflächenniveaus als dies umgekehrt der Fall wäre. Von daher sollten solche Konzepte und Begriffe am besten direkt gelehrt werden. Somit ergibt sich ein weiteres Konstruktions- und Gestaltungsprinzip:

**Prinzip:** Fachbegriffe und Fachwortschatz erarbeiten

### 1.3 Schultheoretische Implikationen

Das Lernen ist in einen gesellschaftlichen Schulkontext eingebettet. Eine Schule erfüllt dabei die Strukturfunktionen Qualifikation, Selektion und Integration (vgl. Fend, zit. nach Breidbach 2007: 112). Von der Selektionsfunktion wird im Folgenden abgesehen.

#### 1.3.1 Von BICS zu CALP

Die Qualifikationsfunktion soll die Schüler hauptsächlich zu einem historisch-kulturellen Modus des Sprechens heranführen und heranbilden. Dieser zeichnet sich durch konzeptionelle Schriftlichkeit aus. Mit dem Adjektiv konzeptionell soll ausgedrückt werden, dass bspw. auch eine Rede im Bundestag oder ein anspruchsvoller Vortrag in dem Sinne schriftlich ist, als die Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien eher denen der konzeptionellen Schriftlichkeit in der rechten Seite von Abb.19a entsprechen; demgegenüber zählt analog ein schriftlicher SMS-Text bspw. dennoch zur konzeptionellen Mündlichkeit.

konzeptionelle Mündlichkeit	konzeptionelle Schriftlichkeit
<b>Kommunikationsbedingungen</b>	
dialogisch Vertrautheit der Partner <i>face-to-face</i> Interaktion situationsverschränkt	monologisch Fremdheit der Partner raumzeitliche Trennung situationsentbunden
<b>Versprachlichungsstrategien</b>	
Prozesshaftigkeit Vorläufigkeit parataktisch	Vergegenständlichung Endgültigkeit hypotaktisch

Abb.19a: Konzeptionelle Mündlichkeit/Schriftlichkeit – Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien (Quelle: Breidbach 2007: 113)

Mit der Hinführung zur konzeptionellen Schriftlichkeit erlernen die Schüler eine Kulturtechnik. Sie lernen ihre Kultur besser kennen und können sich mit raumzeitlich-getrennten und situationsentbundenen Kulturprodukten besser auseinandersetzen. Dabei ist zu beachten, dass die hohen Anforderungen der konzeptionellen Schriftlichkeit nur schrittweise erreicht werden können. Dies lässt sich auch mit der BICS/CALP-Matrix visualisieren. Die notwendige Entwicklung – sowie sie Abb.19b zeigt – verläuft dabei von oben links nach unten recht:

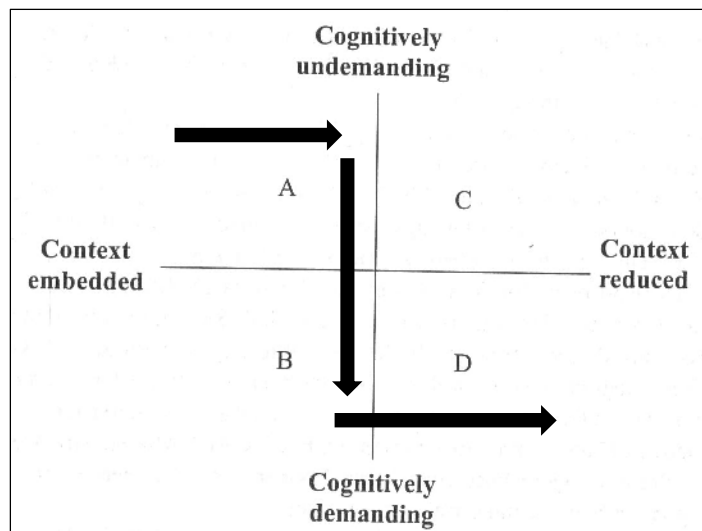


Abb.19b: Schrittweise Entwicklung hin zu CALP als historisch-soziale Kulturtechnik literaler Gesellschaften (Quelle: eigene Darstellung auf Basis von Cummins 1984: 139)

Aus diesen Überlegungen leitet sich ein nächstes Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ab:

**Prinzip:** In den Aufgaben schrittweise zur konzeptionellen Schriftlichkeit hinführen

### 1.3.2 Sekundärsozialisation

Die Integrationsfunktion macht die Schüler mit den Traditionen und Gepflogenheiten des jeweiligen Berufs oder Fachgebiets bekannt. Dadurch erlernen sie, dass die Fachinhalte in einem historisch-sozialen Kontext entstanden und angewendet werden und lebendig sind. Dies kann Schülern eine Orientierung und ein Gefühl von Zugehörigkeit geben, die sie in ihrer Identitätsbildung unterstützen. Ein weiteres Konstruktions- und Gestaltungsprinzip lautet also:

**Prinzip:** In die fachberuflichen Traditionen und Gepflogenheiten einführen

### 1.4 Bildungstheoretische Implikationen

Nun soll die Gesellschaft nicht nur reproduziert werden. Die Weitergabe von Tradition und die Kontinuität gesellschaftlicher Prozesse ist das eine. Das andere ist eine individuelle Handlungsfähigkeit seitens Schüler. Ihnen müssen Freiräume zugestanden werden, in denen Schüler die Bedeutung des Gelernten für sich ganz persönlich aushandeln und reflektieren können. Nur so kann wirklich Bildung stattfinden, wobei Bildung und Berufsbildung durchaus zusammen gedacht werden können. In diesem Prozess sollen die Schüler dem Gelernten auch widersprechen und ihren eigenen Weg gehen können. Die Bildungsgangdidaktik bietet hier einen möglichen Bezugspunkt. Aus dieser stammt bspw. das folgende theoretische Kompetenzmodell naturwissenschaftlich-fachlicher Kompetenz, das prototypisch auf Abb. 20 abgebildet ist:

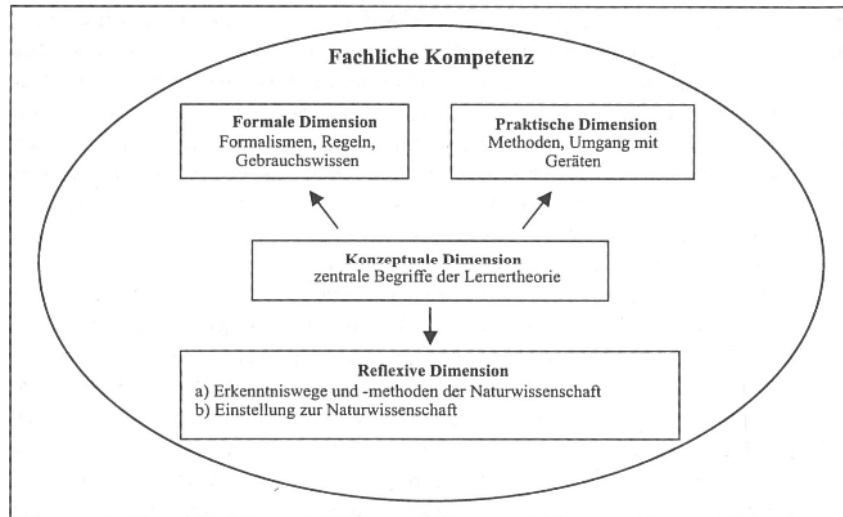


Abb.20: Beispiel eines naturwissenschaftlichen Kompetenzmodells der Bildungsgangdidaktik (Quelle: Bonnet 2004: 117, zitiert nach Breidbach 2007: 122)

Ein empirisches Kompetenzerwerbsmodell findet sich bspw. in Abb.21:

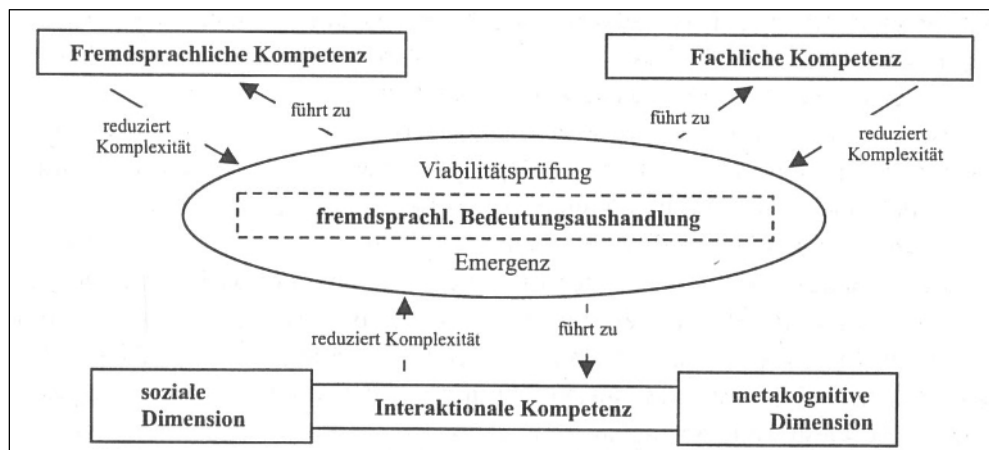


Abb.21: Bedingungsfaktoren (fremd-)sprachlicher Bedeutungsaushandlung durch fachliche Kompetenz, (fremd-)sprachliche Kompetenz und interaktionale Kompetenz sowie deren gegenseitige Wechselwirkung (Quelle: Bonnet 2004: 124; Breidbach 2007:125)

Aus diesen Überlegungen und Beispielen lässt sich folgendes weiteres Prinzip ableiten:

**Prinzip:** Freiräume für individuelle Auseinandersetzung und Reflexion ermöglichen

## 2. Motivationale und emotionale Aspekte des Handelns

Die Erlebensdimensionen des Lernen und Handelns spielen eine tragende Rolle.

### 2.1 Motivation und Interesse

Bezogen auf Motivation und Interesse sind Ziele und Erwartungen sehr bedeutsam. Das erweiterte kognitive Motivationsmodell von Heckhausen und Rheinberg auf Abb.22 ist hier grundlegend. Dieses kann man auch in das Frageschema auf Abb. 23 überführen, womit bestimmte Motivationsformen und -probleme besser lokalisiert werden können:

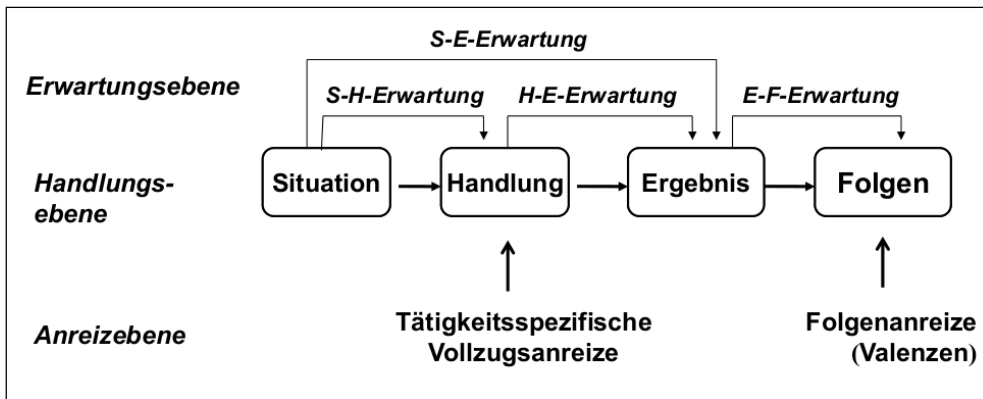


Abb.22: Erweitertes kognitives Motivationsmodell nach Heckhausen & Rheinberg einschließlich zweck- und tätigkeitzentrierter Anreize (Quelle: nach Rheinberg: 1989: 104)

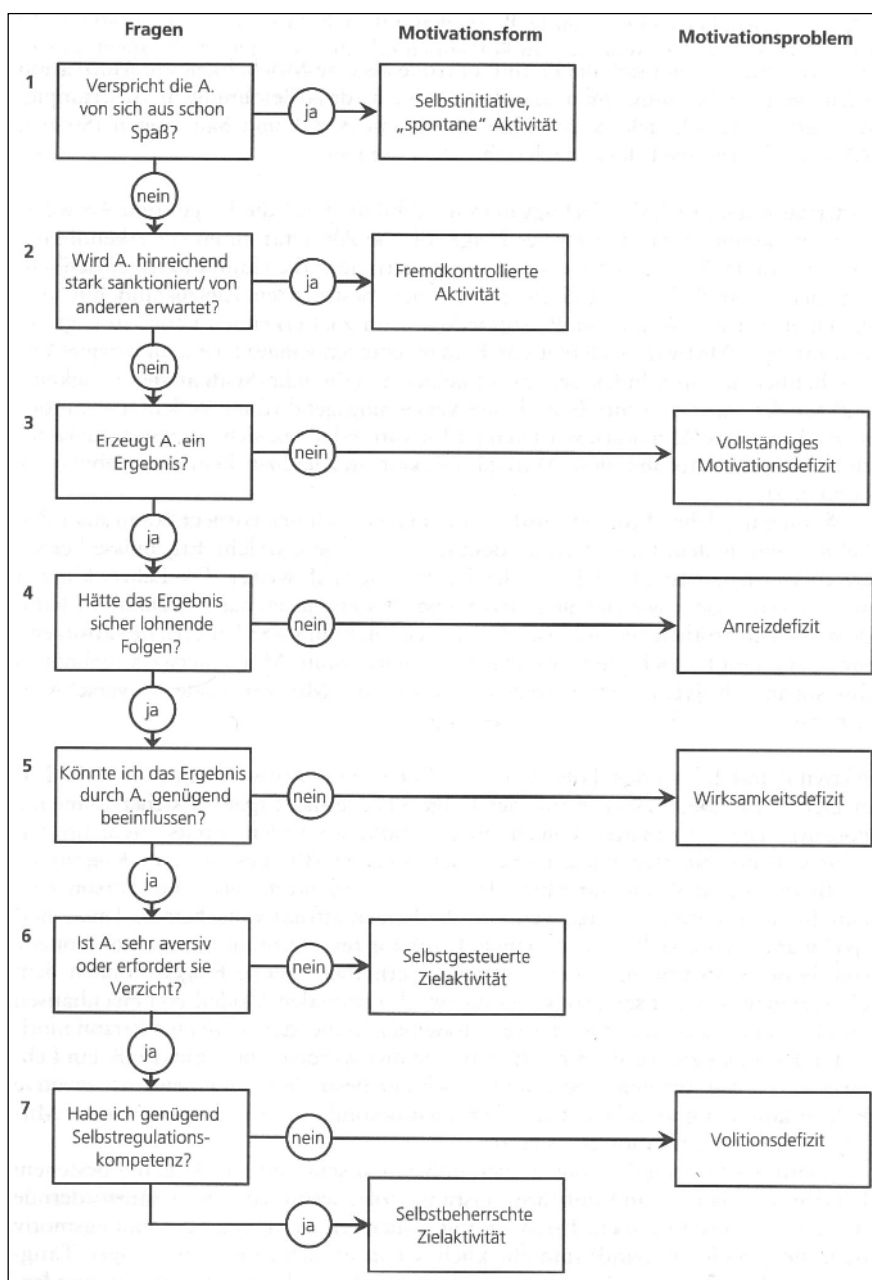


Abb.23: Bestimmung verschiedener Motivationsformen und -probleme; das A. in den Fragen steht für Aktivität (Quelle: Rheinberg 2004: 24, zitiert nach Vollmeyer 2005: 15)

Aus diesen Überlegungen leitet sich ein nächstes Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ab:

**Prinzip:** Erreichbare und relevante Lernziele verfolgen.

## 2.2 Emotionen

Bezogen auf Emotionen ist deren Lerneinfluss empirisch nachgewiesen. Dies zeigt Abb.24:

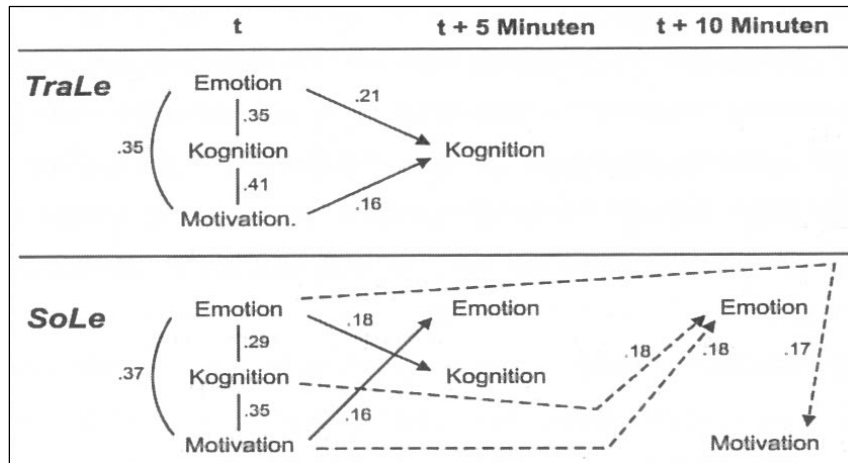


Abb.24: (Zeitverschobene) Kreuzkorrelationen von emotionalen, motivationalen und kognitiven Erlebensitems beim Traditionellen Lernen (TraLe) und beim Selbstorganisierten Lernen (SoLe) (Quelle: Sembill 2004, zitiert nach Sembill 2010: 83)

Hieraus leitet sich ein weiteres Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ab:

**Prinzip:** Auf eine ansprechende Darstellung und freundliche Sprache achten

## 2.3 Aktuelle Kompetenz

Die je aktuelle Kompetenz entsteht in Wechselwirkung sich wechselseitig beeinflussender motivationaler, emotionaler und kognitiver Prozesser, wie das Modell in Abb.25 zeigt:

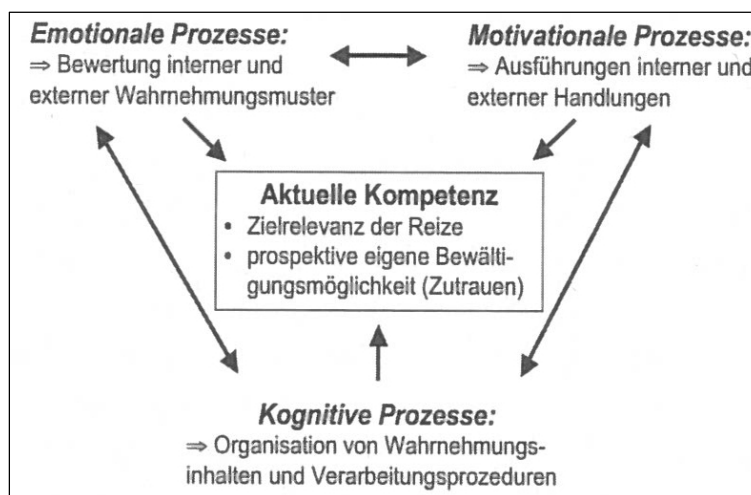


Abb.25: Aktuelle Kompetenz als interne, temporäre Ausprägung emotionaler, motivationaler und kognitiver Prozesse (Quelle: Sembill 2010: 82)



Hieraus leitet sich ein nächstes Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ab:

**Prinzip:** Hinweise für die Lehrenden mit auf den Weg geben – bspw. solche zur möglichen Durchführung, Auswertung und Binnendifferenzierung der Aufgaben –, mit denen die aktuelle Schülerkompetenz möglichst hoch gehalten werden kann

### 3. Lernschwache Jugendliche

Lernschwache Jugendliche sollten besser verstanden und gezielt gefördert werden.

#### 3.1 Lernvoraussetzungen

Lernschwierigkeiten sind erschwerte Lebens- und Lernsituation. Dies zeigt Abb.26:

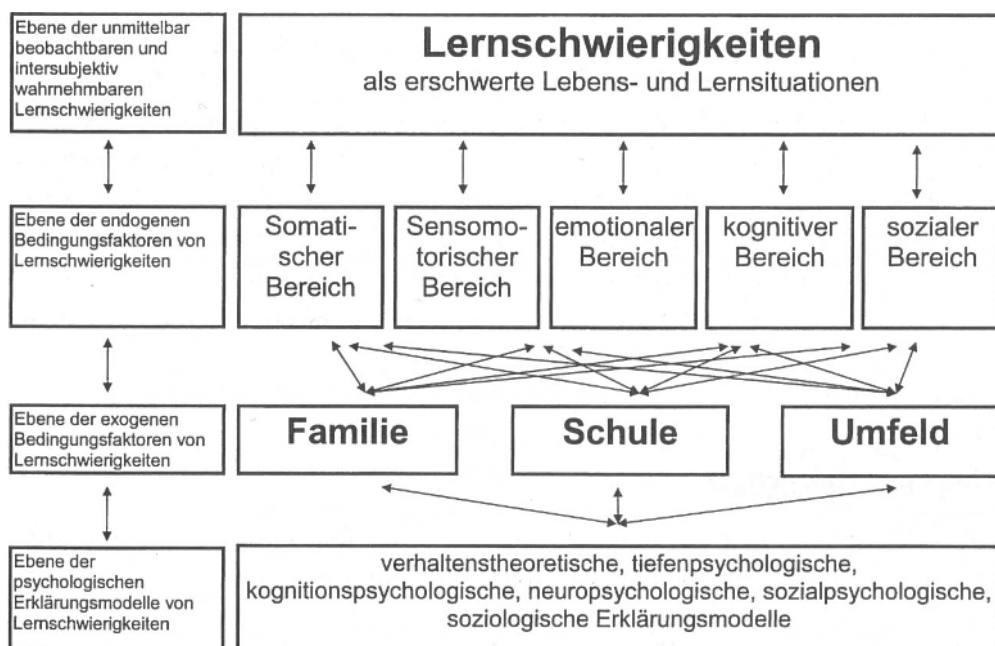


Abb.26: Lernschwierigkeiten – ein systematischer Überblick (Quelle: Heimlich 2009: 35)

Es können auch sog. Arten von Lernstörungen unterschieden werden, wie Abb.27 zeigt:

	Bereichsspezifisch (partiell)	Allgemein (generell)
Vorübergehend (passager)	Lernrückstände in Einzelfächern	Schulschwierigkeiten Neurotische Störung
Überdauernd (persistierend)	Lese-Rechtschreibschwäche Rechenschwäche	Lernschwäche Lernbehinderung Lernbeeinträchtigung Geistige Behinderung

Abb.27: Arten von Lernstörung (Quelle: Lauth et. al. 2014: 18)

Mittelbar leitet sich hieraus ein weiteres Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ab:

**Prinzip:** Gestaltungsaspekte von Lehr-Lernmaterialien unbedingt beachten (Teil III Kap.4)

## 3.2 Möglichkeiten der Förderung

Es gibt vielfältige Möglichkeiten, lernschwache Jugendliche zu fördern.

### 3.2.1 Lesestrategien und Leseübungen

Lesestrategien und Leseübungen fördern die Lesekompetenz. Für die Aktivierungsphase des Leseprozesses gibt es hierzu – wie auf Abb.28a zu sehen ist – vielfältige Übungen:

Aktivierungsphase
<b>Vorwissen aktivieren</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Brainstorming (Sammlung von Ideen und Assoziationen zu einem Begriff etc.).....</li> <li>Mind-Mapping (Darstellung von Zusammenhängen zu einem Thema als Gedankennetz)</li> <li>Stichwörter zum Thema des Textes notieren.....</li> </ul>
<b>Hypothesen aufstellen</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Vermutungen zum Textinhalt äußern auf Basis Überschrift/Bild.....</li> <li>Vermutungen zur Zielgruppe des Textes äußern</li> <li>Vermutungen zur Herkunft und Art des Textes äußern</li> </ul>
<b>Lesabsicht oder Leseerwartung bilden</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Fragen an den Text stellen.....</li> <li>Erwartungen an den Text notieren</li> </ul>

Abb.28a: Lesestrategien und Leseübungen in der Aktivierungsphase (Quelle: Badel 2015: 101)

Auch für die Verstehensphase lassen sich viele Übungen finden. Dies zeigt Abb.22b:

Verstehensphase
<b>Text strukturieren</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Abschnitte sortieren (Text in Absätze zerschneiden und wieder zusammensetzen)</li> <li>Text in Abschnitte gliedern</li> <li>Abschnitten vorgegebene Überschriften zuordnen.....</li> <li>zu den Abschnitten Überschriften formulieren</li> <li>Wiederholungen im Text suchen und markieren</li> </ul>
<b>(Kern-)Aussagen des Textes herausfinden</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>wichtige Begriffe (Schlüsselwörter) im Text unterstreichen.....</li> </ul>
<b>Fragen beantworten</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Fragen zum Text beantworten.....</li> <li>Multiple-Choice-Aufgaben zum Text, z. B. richtig vs. falsch.....</li> </ul>
<b>Fragen stellen</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>wichtige Fragen formulieren, auf die der Text Antworten gibt.....</li> </ul>
<b>Text veranschaulichen</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>den Text in eine andere Darstellungsform übertragen (z. B. Strukturdiagramm, Tabelle).....</li> <li>Tabellen/Strukturdiagramme ergänzen.....</li> </ul>
<b>Text paraphrasieren</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Textinhalt mit eigenen Worten wiedergeben.....</li> </ul>
<b>Weitere Leseverstehensübungen</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Lückentext ausfüllen.....</li> <li>Buchstabensalat (Buchstaben in falscher Reihenfolge zu einem Wort zusammensetzen).....</li> <li>Satz- oder Textpuzzle.....</li> <li>Sätze vervollständigen.....</li> <li>Satzteile zuordnen.....</li> <li>Textteile korrigieren.....</li> <li>Wortbedeutungen recherchieren oder aus dem Kontext erschließen.....</li> <li>Abkürzungen zuordnen</li> <li>(Fach-)Begriffe, Schlüsselwörter oder Textstellen abschreiben.....</li> <li>Wortfragmente (teilweise überdeckte Wörter) lesen</li> <li>Zeichnungen bzw. Bilder mit Begriffen aus dem Text beschriften</li> </ul>

Abb.28b: Lesestrategien und Leseübungen in der Verstehensphase (Quelle: Badel 2015: 101)

Für die Transferphase existieren ebenso vielfältige Übungen, wie auf Abb 28c abgebildet ist:

Transferphase	
<b>Textinhalte wiederholen/zusammenfassen</b>	
• Stichworte aus dem Gedächtnis notieren	
• Herausschreiben wesentlicher Textstellen	
• Stichwortliste erstellen	
• Zusammenfassung schreiben	
<b>Textinhalt anwenden</b>	
• Diskussion oder Dialog zum Textinhalt führen.....	
• das Gelesene zum Weiterlernen nutzen.....	
<b>Anreichern des Textes</b>	
• weitere Informationen zum Inhalt des Textes recherchieren	
• eigene Beispiele finden.....	
<b>zum Inhalt des Textes Stellung nehmen</b>	
• Textbewerten.....	
• Meinungsdiskussion.....	
• Pro-Kontra-Debatte.....	
<b>Praxistransfer</b>	
• Informationen auf Fallbeispiele anwenden.....	

Abb.28c: Lesestrategien und Leseübungen in der Transferphase (Quelle: Badel 2015: 101)

Hieraus lässt sich ein weiteres Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ableiten:

**Prinzip:** Vielfältige Aufgaben zu Lesestrategien und Leseübungen verwenden

### 3.2.2 Schreibstrategien und Schreibübungen

Für die Planungs- und Formulierungsphase des Schreibprozesses existieren viele Übungen:

Planungsphase	
<b>Vorwissen aktivieren</b>	
• Brainstorming (Sammlung von Ideen/Assoziationen zu einem Begriff etc.).....	
<b>Reihenfolge/Struktur erarbeiten</b>	
• Textpuzzle lösen (Teile eines Textes in die passende Reihenfolge bringen)	
• Handlungsschritte sortieren.....	
• Flussdiagramme mit Stichworten versehen.....	
<b>Bilder als Unterstützung nutzen</b>	
• Vorgänge mithilfe einer Bildsequenz beschreiben	
<b>Schreibplan vorgeben</b>	
• W-Fragen beantworten (Wer? Was? Wann? Wo? Wie? Warum?).....	

Abb.29a: Schreibstrategien und Schreibübungen in der Planungsphase (Quelle: Badel 2015: 102)

Formulierungsphase	
<b>Formulieren mit Hilfe von Darstellungen</b>	
• formulieren durch Vorgabe einer Bilderfolge, Tabelle, Skizze etc. ....	
• Sprech- und Denkblasen ausfüllen	
<b>Texte mit vorgegebenen Wörter formulieren</b>	
• aus vorgegebenen Nomen/ Verben einen zusammenhängenden Text formulieren.....	
• vorgegebene Wörter in die richtige Reihenfolge bringen.....	
• aus Stichworten einen zusammenhängenden Text formulieren.....	
• Sätze verknüpfen (Konnektoren wie aber, daher, weil sind vorgegeben)	
<b>Texte komplettieren/ergänzen/ordnen</b>	
• Textlücken füllen.....	
• Satzanfänge/Satzenden ergänzen.....	
• Texte mithilfe eines Textrahmens formulieren (Vorgabe von Einleitungs- und Schlusssatz)	
• Satzhälften verbinden	
• Textabschnitte ordnen und abschreiben.....	
<b>Vorgegebene Texte nutzen</b>	
• Mustertexte als Schreibvorlage nutzen	
• einen gegebenen Text an eine andere Situation anpassen	
<b>Schreibhilfen nutzen</b>	
• Textbaupläne und Gliederungshilfen	
• Übersichten zur inhaltlichen Strukturierung.....	
• Zusatzmaterial zur Klärung von Sachverhalten	
• Formulierungshilfen (z. B. Wortlisten)/Rechtschreibhilfen (z. B. Wörterbücher).....	
<b>Gemeinsam mit einem Partner formulieren (auch für Planung und Überarbeitung).....</b>	

Abb.29b: Schreibstrategien und Schreibübungen in der Formulierungsphase (Quelle: Badel 2015: 103)

Nicht nur für die Planungs- und Formulierungsphase – wie die Überblicke in Abb. 29a und Abb. 29b gezeigt haben –, sondern auch für die Überarbeitungsphase lassen sich vielfältige und abwechslungsreiche Übungen finden. Dies zeigt Abb.29c:

Überarbeitungsphase	
<b>Fragen zum Text stellen</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Text anhand einer Gliederung überprüfen und überarbeiten</li> </ul>
<b>Text mithilfe einer Vorlage/eines Lösungsmusters überarbeiten</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Fehler im Text anhand einer Schreibvorlage erkennen</li> <li>• Text anhand einer Stichwortliste überprüfen und überarbeiten</li> </ul>
<b>Nach Fehlerkategorien korrigieren</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Typische Fehler in einem Text korrigieren</li> <li>• Wortwiederholungen im Text erkennen</li> </ul>

Abb.29c: Schreibstrategien und Schreibübungen in der Überarbeitungsphase (Quelle:Badel 2015: 103)

Hieraus leitet sich ein weiteres Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ab:

**Prinzip:** Vielfältige Aufgaben zu Schreibstrategien und Schreibübungen verwenden

### 3.2.3 Fachwortschatz

Der Aufbau eines Fachwortschatzes ist unverzichtbar. Dabei gibt es zahlreiche und vielfältige Übungen zur Einführung und Erschließung von Fachwörtern. Einen Überblick hierzu bietet Abb. 30a:

Einführung und Erschließung von Fachwörtern	
<b>Fachwörter finden/erkennen</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Assoziogramm (Wortsammlung zu einem zentralen Begriff).....</li> <li>• Mind-Mapping (Darstellung von Zusammenhängen zu einem Thema als Gedankenetz)</li> <li>• Wortgitter.....</li> <li>• Benutzung eines Wörterbuches (plus Übungen zum Umgang mit dem Wörterbuch)</li> </ul>
<b>Fachwörter auswählen/zuordnen/sortieren</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Wortkette.....</li> <li>• Zuordnung Wort – Bild.....</li> <li>• Zuordnung Wort – Definition.....</li> <li>• Zuordnung Wort – Handlung</li> <li>• Zuordnung Wort – Abkürzung</li> <li>• Wörter einem oder mehreren bekannten Oberbegriffen zuordnen.....</li> <li>• Fachwort einem bekannten Antonym/Synonym zuordnen</li> <li>• Wörter in ein Strukturdiagramm einsortieren.....</li> <li>• Wörter in eine Tabelle einsortieren.....</li> <li>• Wörter nach einem bestimmten Kriterium sortieren.....</li> <li>• Oberbegriff aus bekannten Unterbegriffen erschließen</li> </ul>

Abb.30a: Strategien und Übungen zur Einführung und Erschließung von Fachwörtern (Quelle: Badel 2015: 104)

Auch für die Festigung und Wiederholung von Fachwörtern existieren zahlreiche abwechslungsreiche Übungen, wie Abb.30b auf der nächsten Seite zeigt:

Festigung und Wiederholung von Fachwörtern	
<b>Fachwörter ergänzen</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Lückentexte füllen.....</li> <li>• Lückendiktate erstellen/schreiben</li> <li>• Wortfelder (Menge bedeutungsverwandter Wörter) erstellen/ergänzen/benennen und begrenzen.....</li> <li>• Wörter- oder Satzpuzzle.....</li> <li>• Kreuzworträtsel lösen.....</li> <li>• Satzanfänge/Satzenden ergänzen.....</li> <li>• Entsprechungen finden (Augen: sehen – Ohren: ...)</li> </ul>
<b>Fachwörter anwenden/erklären</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Synonyme/Antonyme finden</li> <li>• Sätze/Texte lesen, in denen die Fachwörter vorkommen.....</li> <li>• Sätze/Texte mit den Fachwörtern bilden/schreiben</li> <li>• Fachwörter paraphrasieren.....</li> <li>• Fachwortschatzplakate erstellen</li> <li>• Wortlisten/Glossare erstellen</li> <li>• Fachwörter zeichnen</li> </ul>
<b>Sprachlernspiele</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Domino (z. B. der Ablauf einer Handlungskette muss auf Karten passend aneinander ge- werden)</li> <li>• Schnipp-Schnapp (Spiel in zwei Gruppen, die jeweils zu Wortkarten Sätze bilden müsse)</li> <li>• Dalli-Dalli (Aufzählung möglichst vieler Fachwörter eines Bereichs unter Zeitbegrenzung)</li> <li>• Pantomime (Abläufe pantomimisch darstellen und erraten lassen).....</li> <li>• Montagsmaler (Abläufe, Gegenstände etc. zeichnerisch darstellen und erraten lassen)</li> <li>• Memory (Zuordnung Bild-Wort, Antonyme, Synonyme etc.).....</li> <li>• Quartett (Vierergruppen von zusammengehörigen Begriffen, Abläufen etc. bilden)</li> <li>• Tabu (Fachwörter beschreiben ohne Tabu-Wörter zu benutzen)</li> </ul>

Abb.30b: Strategien und Übungen zur Festigung und Wiederholung von Fachwörtern (Quelle: Badel 2015: 104)

Hieraus leitet sich ein nächstes Konstruktions- und Gestaltungsprinip ab:

**Prinzip:** Vielfältige Aufgaben zum Erschließen und Festigen des Fachwortschatzes nutzen

### 3.2.4 Bilder, Grafiken und Diagramme

Die Auseinandersetzung mit Bildern/Grafiken/Diagrammen lässt sich üben, wie Abb.31 zeigt:

<b>Aktivieren/Planen</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Unbekannten Wortschatz vorentlasten</li> <li>• Brainstorming zum Thema.....</li> <li>• Stichpunkte/Überschrift zum Inhalt notieren.....</li> <li>• Gliederung für die Beschreibung erstellen</li> </ul>
<b>Beschreiben/Erklären</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Fragen zum Inhalt beantworten, z. B. als Multiple-Choice-Aufgabe.....</li> <li>• Beschreibung ausarbeiten.....</li> </ul>
<b>Transfer/Überarbeiten</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Stellung nehmen/beurteilen.....</li> <li>• Anreichern der Darstellung durch Beispiele oder weiterführende Informationen</li> <li>• Beschreibungen vergleichen.....</li> <li>• Beschreibung überarbeiten</li> </ul>

Abb.31: Übungen zur Beschreibung von Bildern, Grafiken und Diagrammen (Quelle: Badel 2015: 105)

Hieraus leitet sich ein nächstes Konstruktions- und Gestaltungsprinip ab:

**Prinzip:** Vielfältige Aufgaben zum Beschreiben von Bildern/Grafiken/Diagrammen nutzen

### 3.2.5 Kommunikation

Die Bewältigung schwieriger Kommunikationssituationen lässt sich ebenso einüben. Lernschwache Jugendliche können hierauf vorbereitet werden und ihre Kommunikationskompetenz ausbauen. Mögliche Übungen zu Grundlagen der Gesprächsführung finden sich bspw. in Abb. 32a:

Grundlagen der Gesprächsführung kennenlernen
<b>Gesprächsanlässe und -formen</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>private von beruflicher Kommunikation unterscheiden.....</li> <li>Besonderheiten in der Kommunikation mit unterschiedlichen Gesprächspartnern (Angehörige, Kollegen, Vorgesetzte) erkennen</li> <li>Kennzeichen von Austausch-, Informations- und Konfliktgesprächen zuordnen.....</li> <li>unpassende Formulierungen erkennen.....</li> <li>angemessene Formulierungen nennen.....</li> </ul>
<b>Ebenen der Kommunikation</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>verbale, nonverbale und paraverbale Kommunikation unterscheiden.....</li> <li>Gestik, Mimik, Körperhaltungen deuten.....</li> </ul>

Abb.32a: Übungen zum Kennenlernen von Grundlagen der Gesprächsführung (Quelle: Badel 2015: 106)

Weitere Übungen zum Lösen von Konflikten sind hingegen in Abb. 32b zusammengestellt:

Konflikte lösen
<b>Missverständnisse vermeiden</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Kommunikationssituationen interpretieren</li> <li>vier Seiten einer Nachricht erkennen.....</li> </ul>
<b>Verständigungsschwierigkeiten analysieren</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>eigene Kommunikationserfahrungen reflektieren.....</li> <li>implizite Metakommunikation: Inhalts- und Beziehungsebene analysieren; Mimik, Gestik, gesprochene Sprache analysieren</li> <li>explizite Metakommunikation: über Störungen und Missverständnisse sprechen.....</li> </ul>

Abb.32b: Übungen zum Lösen von Konflikten (Quelle: Badel 2015: 106)

Übungen zu Kommunikationstechniken und Grundhaltung zeigt wiederum Abb.32c:

Kommunikationstechniken und Grundhaltungen anwenden
<b>Aktives Zuhören trainieren</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>Gefühle ansprechen: geeignete Äußerungen erkennen oder selbst formulieren.....</li> <li>Technik des aktiven Zuhörens kennenlernen.....</li> <li>Aussagenparaphrasieren.....</li> </ul>
<b>Merkmale positiver, personenzentrierter Grundhaltung in der Kommunikation (Empathie, Wertschätzung, Glaubwürdigkeit) bewusstmachen und einüben</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>verbale und nonverbale Ausdrücke miteinander verbinden</li> <li>Begriffe Empathie, Wertschätzung und Glaubwürdigkeit definieren.....</li> <li>Gefühledarstellen.....</li> <li>Wertschätzung formulieren.....</li> <li>glaubwürdige Aussagen erkennen und auswählen.....</li> </ul>

Abb.32c: Übungen zur Anwendung von Kommunikationstechniken und Grundhaltungen (Quelle: Badel 2015: 106)

Aus diesen Aufgabenbeispielen zur Kommunikation lässt sich folgendes weitere Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ableiten:

**Prinzip:** Vielfältige Aufgaben zur Bewältigung schwieriger Kommunikationssituation nutzen

### 3.2.6 Wechsel der Darstellungsformen

Es lassen sich fünf Darstellungsebenen unterscheiden. Dies zeigt Abb.33a:

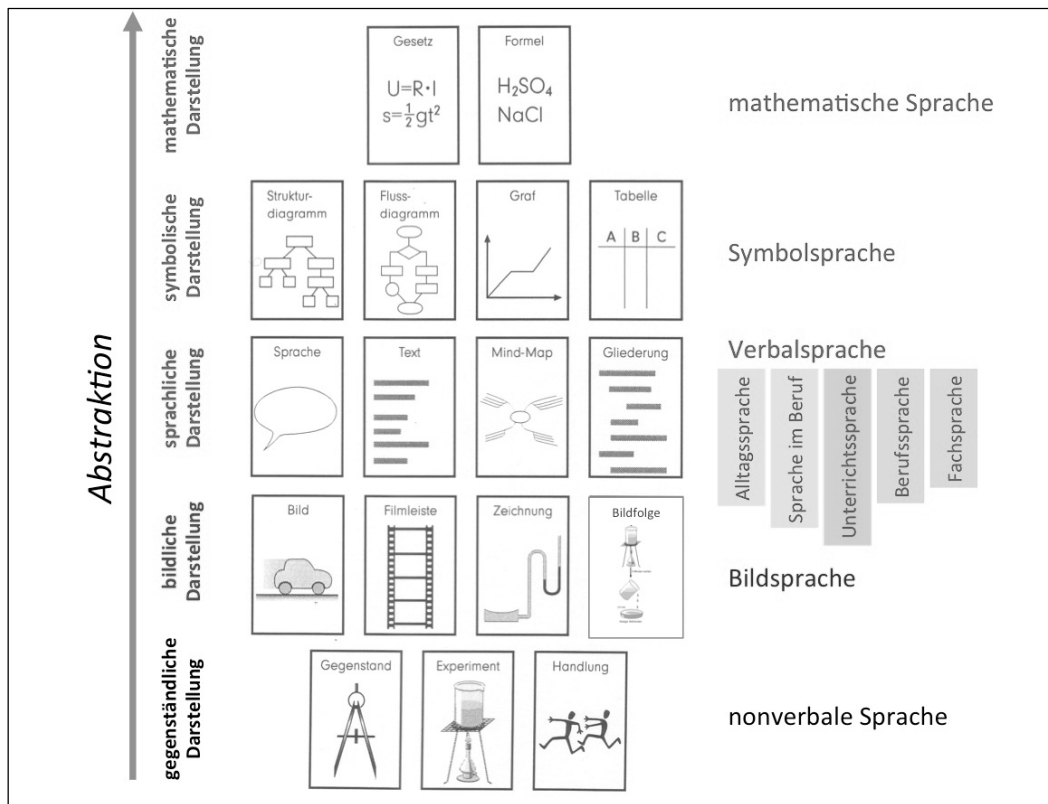


Abb. 33a: Darstellungsformen und Sprachen (Quelle: Leisen 2010: 36)

Die Möglichkeiten des Wechsels der Darstellungsformen veranschaulicht Abb.33b:

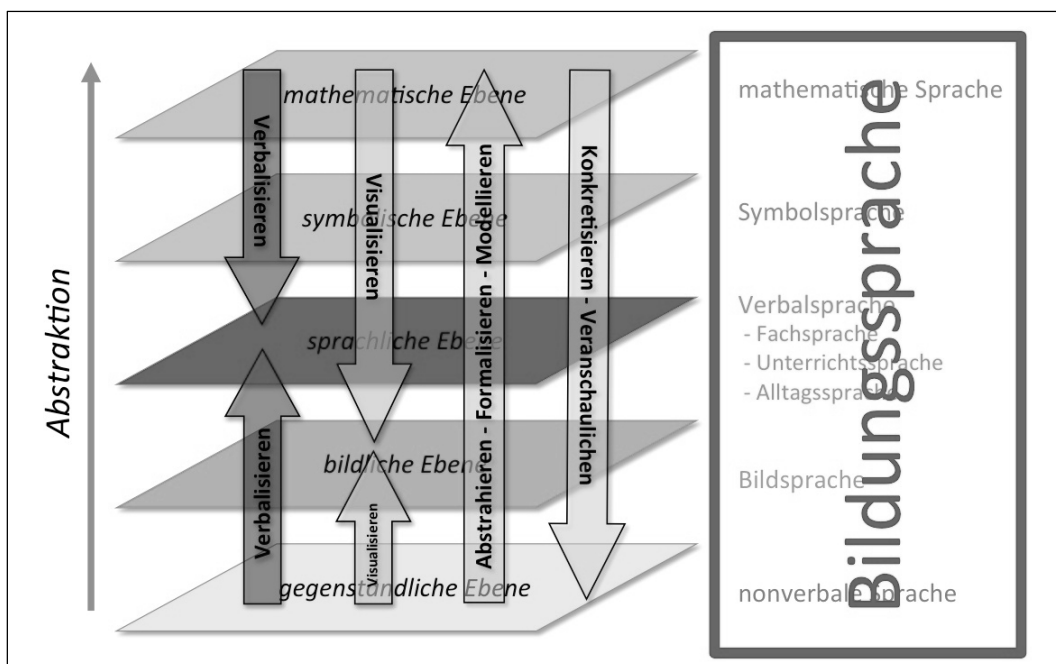


Abb. 33b: Darstellungsformen und kognitive Operationen (Quelle: Leisen 2017)

Hieraus leitet sich ein weiteres Konstruktions- und Gestaltungsprinzip ab:

**Prinzip:** Den Wechsel der Darstellungsformen einüben.

### **3.3 Sprachsensibler Unterricht**

Sprache ist der Schlüssel für einen gelingenden Unterricht. Dieser ist sprachsensibel, wenn beim Lehren und Lernen mit Sprache bewusst umgegangen wird (vgl. Leisen 2010: 3). Hieraus leitet sich schließlich – zumindest im Rahmen dieser Arbeit – ein letztes Prinzip zur Konstruktion und Gestaltung von Lehr-Lernmaterialien mit Blick auf lernschwache Jugendliche ab:

**Prinzip:** Auf eine angemessene Sprache achten und Sprachhilfen wie bspw. Glossare und Worterklärungen beifügen



#### 4. Zusammenstellung der Prinzipien

<i>Abschnitt in Teil II</i>	<i>Herausgearbeitete Prinzipien zur Konstruktion und Gestaltung von Lehr-Lernmaterialien mit Blick auf lernschwache Jugendliche</i>
<i>Das Sachfachliche der Sprache</i>	1. Die Ebene des verbalen Operators bei der Aufgabenstellung beachten 2. Eine stufenweise Progression der Aufgabenschwierigkeit vornehmen
<i>Lerntheoretische Implikationen</i>	3. Fachbegriffe und Fachwortschatz erarbeiten
<i>Schultheoretische Implikationen</i>	4. Schrittweise zur konzeptionellen Schriftlichkeit hinführen 5. In die fachberuflichen Traditionen und Gepflogenheiten einführen
<i>Bildungstheoretische Implikationen</i>	6. Freiräume für individuelle Auseinandersetzung und Reflexion ermöglichen
<i>Motivation und Interesse</i>	7. Erreichbare und relevante Lernziele verfolgen.
<i>Emotionen</i>	8. Auf eine ansprechende Darstellung und freundliche Sprache achten
<i>Aktuelle Kompetenz</i>	9. Hinweise für die Lehrenden mit auf den Weg geben (bspw. solche zur möglichen Durchführung, Auswertung und Binnendifferenzierung der Aufgaben), mit denen die aktuelle Schülerkompetenz möglichst hoch gehalten werden kann
<i>Lernvoraussetzungen lernschwacher Jugendlicher</i>	10. Gestaltungsaspekte von Lehr-Lernmaterialien unbedingt beachten (siehe hierzu Teil III Kap.4)
<i>Lesestrategien und Leseübungen</i>	11. Vielfältige Aufgaben zu Lesestrategien und Leseübungen verwenden.
<i>Schreibstrategien und Schreibübungen</i>	12. Vielfältige Aufgaben zu Schreibstrategien und Schreibübungen verwenden
<i>Fachwortschatz</i>	13. Vielfältige Aufgaben zum Erschließen und Festigen des Fachwortschatzes nutzen
<i>Bilder, Grafiken und Diagramme</i>	14. Vielfältige Aufgaben zum Beschreiben von Bildern/Grafiken/Diagrammen nutzen
<i>Kommunikation</i>	15. Vielfältige Aufgaben zur Bewältigung schwieriger Kommunikationssituation nutzen
<i>Wechsel der Darstellungsformen</i>	16. Den Wechsel der Darstellungsformen einüben.
<i>Sprachsensibler Unterricht</i>	17. Auf eine angemessene Sprache achten und Sprachhilfen (wie bspw. Glossare und Worterklärungen) beifügen

Tab.8: Zusammenstellung der herausgearbeiteten Prinzipien aus Teil II

## Teil III Lehr-Lernmaterialien zum Modul „Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten“ für lernschwache Jugendliche

### 1. Inhalt – Modulübersicht

<b>Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten</b>	
<b>Bausteine</b>	<b>Lerneinheiten</b>
<b>1. Das Geheimnis des Geldes</b>	LE 1 Geld und Kredit
	LE 2 Formen von Geld und Kredit
	LE 3 Vier Preise von Geld
	LE 4 Liquidität und Solvenz
<b>2. Die natürliche Hierarchie des Geldes</b>	LE 1 Hierarchie von finanziellen Instrumenten
	LE 2 Hierarchie von finanziellen Institutionen
	LE 3 Dynamik der Hierarchie
	LE 4 Disziplin und Elastizität
	LE 5 Hierarchie von Marktmachern
	LE 6 Das Managen der Hierarchie
<b>3. Die Geld-Perspektive</b>	LE 1 Geld und Kredit bei Zahlungen
	LE 2 Zahlungen: Disziplin und Elastizität
	LE 3 Die Überlebens-Bedingung
	LE 4 Herkunft und Verwendung von Geldmitteln
	LE 5 Geld und Zeit I
<b>4. Was gibt Geld seinen Wert?</b>	LE 1 Metallismus
	LE 2 Chartalismus
	LE 3 Privates und öffentliches Geld
	LE 4 Weltliche Philosophen I
	LE 5 Weltliche Philosophen II
<b>5. Geld und die reale Welt</b>	LE 1 Drei Sichtweisen auf die Wirtschaft
	LE 2 Ökonomik: Austausch und Wachstum
	LE 3 Finance: Risiko
	LE 4 Geld-Perspektive: Geld und Zeit II

Tab.9: Modulübersicht: Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten

Die Modulbausteine und Lerneinheiten werden im Folgenden mitsamt dem Stand der bislang konzipierten einzelnen Aufgaben nacheinander im Detail vorgestellt.

Die inhaltlichen Querverweise der einzelnen Aufgaben zu entsprechenden inhaltlichen Ausführungen aus Teil I der Arbeit sollen dabei das Verständnis der geplanten Aufgabeninhalte erleichtern helfen.

## 2. Die einzelnen Bausteine und Lerneinheiten

### 2.1 Baustein 1: Das Geheimnis des Geldes

Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten	
Bausteine	Lerneinheiten
1. Das Geheimnis des Geldes	LE 1 Geld und Kredit
	LE 2 Formen von Geld und Kredit
	LE 3 Vier Preise von Geld
	LE 4 Liquidität und Solvenz
...	...

Tab.10: Übersicht Baustein 1: Das Geheimnis des Geldes

#### 2.1.1 Lerneinheit 1: Geld und Kredit

##### 1. Aufgabe: Assoziationen Geld/Kredit

siehe bspw. S.118

##### 2. Aufgabe: Text Geld/Kredit definieren

siehe bspw. S.28 (unten), S.29, S.112 und S.119, S.120

##### 3. Aufgabe: Fallbeispiele: Geld, Kredit, weder noch

siehe bspw. S.29 (unten), S.121, S.122, S.123, S.124

#### 2.1.2 Lerneinheit 2: Formen von Geld und Kredit

##### 1. Aufgabe: Wertpapiere einordnen

siehe bspw. S.19 (oben), S.28 (unten), Hinführung zu Abb.7

##### 2. Aufgabe: Einlagen und Währungen unterscheiden

siehe bspw. S.33 (oben)

##### 3. Aufgabe: Gold verstehen

siehe bspw. S.29 (oben), S.39 (unten), S.40 (oben)

## 2.1.3 Lerneinheit 3: Die vier Preise von Geld

### **1. Aufgabe: Preisniveau als Geldpreis – Waren und Dienstleistungen**

siehe bspw. S.74 (mittig/unten),

### **2. Aufgabe: Zinssatz als Geldpreis – zukünftiges Geld**

siehe bspw. S.33 Abb.11

### **3. Aufgabe: Par als Geldpreis – verschiedene Typen von Geld**

siehe bspw. S.33 Abb.11

### **4. Aufgabe: Wechselkurs als Geldpreis – ausländisches Geld**

siehe bspw. S.33 Abb.11

## 2.1.4 Lerneinheit 4: Liquidität und Solvenz

### **1. Aufgabe: T-Konto verstehen**

siehe bspw. S.22 Abb.6a,b,c

### **2. Aufgabe: Banken als Marktmacher**

siehe bspw. Abb.11, Abb.8

### **3. Aufgabe: Liquidität und Solvenz**

siehe bspw. S.24 (unten); Solvenz nicht explizit veranschaulicht

### **4. Aufgabe: Jeder ist eine Bank**

siehe bspw. S.24 (unten), S.25 (oben/mittig), S.78 (mittig), S.82 (mittig)

## 2.2 Baustein 2: Die natürliche Hierarchie des Geldes

Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten	
Bausteine	Lerneinheiten
...	...
2. Die natürliche Hierarchie des Geldes	LE 1 Hierarchie von finanziellen Instrumenten
	LE 2 Hierarchie von finanziellen Institutionen
	LE 3 Dynamik der Hierarchie
	LE 4 Disziplin und Elastizität
	LE 5 Hierarchie von Marktmachern
	LE 6 Das Managen der Hierarchie
...	...

Tab.11: Übersicht Baustein 2: Die natürliche Hierarchie des Geldes

### 2.2.1 Lerneinheit 1: Hierarchie von finanziellen Instrumenten

#### 1. Aufgabe: Die Hierarchie erklären

siehe bspw. S.28 (unten), S.29 (oben)

#### 2. Aufgabe: welche Trennlinie zwischen Geld und Kredit

siehe bspw. S.29 (unten)

#### 3. Aufgabe: Die Perspektiven selber reflektieren

siehe bspw. S.29 (unten)

### 2.2.2 Lerneinheit 2: Finanzielle Institutionen

#### 1. Aufgabe: Privater Sektor, Banksystem und Zentralbank erläutern

siehe bspw. S.30 (oben)

#### 2. Aufgabe: Die Hierarchie in T-Konten erklären

siehe bspw. S.30 (oben), Abb.8

#### 3. Aufgabe: „Inside“ und „Outside“ Geld unterscheiden

siehe bspw. S.30 (mittig)

#### **4. Aufgabe: Die Hierarchie als symmetrische Pyramide visualisieren**

siehe bspw. S.30 (unten), Abb.9

### **2.2.3 Lerneinheit 3: Dynamik der Hierarchie**

#### **1. Aufgabe: tägliche, konjunktur- und längerzyklische Veränderungen darstellen**

siehe bspw. S.31 (oben/mittig)

#### **2. Aufgabe: Expansion und Kontraktion von Quantität/ Qualität von Kredit**

siehe bspw. S.31 (mittig), Abb.10

#### **3. Aufgabe: Fallbeispiele für Expansion/ Kontraktion**

siehe bspw. S.55 (oben/mittig)

#### **4. Aufgabe: Knappheit von Geld / Elastizität von Kredit**

siehe bspw. S.31 (unten), S.32 (oben/mittig)

### **2.2.4 Lerneinheit 4: Hierarchie von Marktmachern**

#### **1. Aufgabe: Marktmacher erklären**

siehe bspw. S.32 (unten), S.33 (oben)

#### **2. Aufgabe: Die Hierarchie von Marktmachern aufzeigen**

siehe bspw. S.33 (mittig/unten), Abb.11

#### **3. Aufgabe: Erscheinungsformen der Hierarchie darstellen**

siehe bspw. S.34 (oben)

#### **4. Aufgabe: Das Natürliche der Hierarchie betonen**

siehe bspw. S.32 (mittig)

## 2.2.5 Lerneinheit 5: Die Hierarchie managen

### **1. Aufgabe: Eigennutz und Profitmaximierung**

siehe bspw. S.32 (unten), S.49 (unten), S.50, S.51 (oben)

### **2. Aufgabe: Gemeinwohl und Geldpolitik**

siehe bspw. S.40 (unten), S.41, S.42 (oben)

### **3. Aufgabe: Übernachtzinssatz als eine Einflussgröße erklären**

siehe bspw. S.34 (mittig), Abb.12

### **4. Aufgabe: sich ändernde Bedeutung von Gemeinwohl für ZBs darstellen**

siehe bspw. S.56 (unten), S.57, S.71 (oben)

## 2.3 Baustein 3: Die Geld-Perspektive

<b>Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten</b>	
<b>Bausteine</b>	<b>Lerneinheiten</b>
...	...
<b>3. Die Geld-Perspektive</b>	LE 1 Geld und Kredit bei Zahlungen
	LE 2 Zahlungen: Disziplin und Elastizität
	LE 3 Die Überlebens-Bedingung
	LE 4 Herkunft und Verwendung von Geldmitteln
	LE 5 Geld und Zeit I
...	...

Tab.12: Übersicht Baustein 3: Die Geld-Perspektive

### 2.3.1 Lerneinheit 1: Geld und Kredit bei Zahlungen

#### **1. Aufgabe: Zahlungen mit Geld mit Bilanzen erklären**

in Teil I nicht explizit veranschaulicht

#### **2. Aufgabe: Zahlungen mit Kredit mit Bilanzen erklären**

in Teil I nicht explizit veranschaulicht

#### **3. Aufgabe: Zahlungen mit Bank als dritte Partei mit Bilanzen erklären**

in Teil I nicht explizit veranschaulicht

### 2.3.2 Lerneinheit 2: Disziplin und Elastizität

#### **1. Aufgabe: Disziplin durch Knappheit/ Fixierung von Geld zeitlich darstellen**

in Teil I nicht explizit veranschaulicht

#### **2. Aufgabe: Disziplin/ Elastizität durch Verfügbarkeit von Kredit zeitlich darstellen**

in Teil I nicht explizit veranschaulicht

#### **3. Aufgabe: Disziplin/ Elastizität durch Bankbedingungen und Bereitschaft darstellen**

in Teil I nicht explizit veranschaulicht

#### **4. Aufgabe: Drei Wege, eine Bankeinlage zu erhalten, aufzeigen**

durch Bareinzahlung, Überweisung, Kreditaufnahme



### 2.3.3 Lerneinheit 3: Die Überlebens-Bedingung

#### **1. Aufgabe: Cash-Flow-Konzept und Hymen Minsky einführen**

siehe bspw. S.24 (unten), S.78 (mittig), S.82 (mittig)

#### **2. Aufgabe: Fallbeispiele der Überlebensbedingung bearbeiten**

siehe bspw. S.25 (oben), S.55 (mittig)

#### **3. Aufgabe: Bedeutung der Überlebensbedingung herausstellen**

siehe bspw. S.25 (mittig), S.78 (mittig)

### 2.3.4 Lerneinheit 4: Herkunft und Verwendung von Geldmitteln

#### **1. Aufgabe: Flusskonto „über und unter der Linie“ darstellen und erklären**

in Teil I nicht behandelt

#### **2. Aufgabe: Regeln an Fallbeispielen anwenden**

in Teil I nicht behandelt

#### **3. Aufgabe: komplexes Fallbeispiele Kreditkartenzahlung darstellen**

in Teil I nicht behandelt

### 2.3.5 Lerneinheit 5: Geld und Zeit I

#### **1. Aufgabe: Drei Wege mehr Cash-Flow zu bekommen erläutern**

durch Abbau von Erspartem; von sich etwas verkaufen ; von anderen etwas ausleihen

#### **2. Aufgabe: Zeitliche Muster von Cash-Flows und Cash-Verpflichtungen aufzeigen**

in Teil I nicht explizit im Detail veranschaulicht

#### **3. Aufgabe: Geldmarkt als Treffpunkt der Akteure darstellen mit Geldzinssatz**

siehe bspw. S.34 (mittig), Abb.12

#### **4. Aufgabe: Flussgrößen und Bestandsgrößen unterscheiden**

in Teil I nicht explizit veranschaulicht

## 2.4. Baustein 4: Was gibt Geld seinen Wert?

Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten	
Bausteine	Lerneinheiten
...	...
4. Was gibt Geld seinen Wert?	LE 1 Metallismus
	LE 2 Chartalismus
	LE 3 Privates und öffentliches Geld
	LE 4 Weltliche Philosophen I
	LE 5 Weltliche Philosophen II
...	...

Tab.13: Übersicht Baustein 4: Was gibt Geld seinen Wert?

### 2.4.1 Lerneinheit 1: Metallismus

#### **1.Aufgabe: Metallismus definieren**

siehe bspw. S.26 (mittig/unten)

#### **2.Aufgabe: Kurantmünzen als mittelalterliches Handelsgeld veranschaulichen**

in Teil I nicht explizit veranschaulicht

#### **3.Aufgabe: (Bimetallismus/) Goldstandard darstellen**

siehe bspw. S.28 (unten), S.29 (oben), S.37 (mittig), S.39 (unten), S.40

#### **4.Aufgabe: Fakten des heutigen internationalen Währungsarrangements darlegen**

siehe bspw. S.34 (unten), Abb.13, S.35, Abb.14, S.36 (oben)

### 2.4.2 Lerneinheit 2: Chartalismus

#### **1. Aufgabe: Chartalismus definieren**

siehe bspw. S.25 (unten), S.26 (oben)

#### **2. Aufgabe: Scheidemünzen und Banknoten mittelalterlicher Herrscher darstellen**

in Teil I nicht explizit im Detail veranschaulicht

#### **3. Aufgabe: Fiat-Geld moderner Nationalstaaten veranschaulichen**

in Teil I nicht explizit im Detail veranschaulicht

#### **4. Aufgabe: Europäisches System der Zentralbanken erklären**

in Teil I nicht behandelt

### **2.4.3 Lerneinheit 3: Privates und öffentliches Geld**

#### **1. Aufgabe: Übersicht der parallelen Geldsysteme**

siehe bspw. S.27 (oben), Tab.1

#### **2. Aufgabe: ein paralleles Vorkriegsgeldsystem darstellen**

siehe bspw. S.27 (oben/mittig), S.53 (mittig)

#### **3. Aufgabe: ein hybrides Kriegsgeldsystem beschreiben**

siehe bspw. S.27 (mittig), S.53 (mittig/unten)

#### **4. Aufgabe: ein hybrides Nachkriegsgeldsystem beschreiben und Vorteile aufzeigen**

siehe bspw. S.27 (unten), S.28 (oben)

### **2.4.4 Lerneinheit 4: Weltliche Philosophen I**

#### **1. Aufgabe: Zwischen Preis und Wert unterscheiden**

siehe bspw. S.9 (unten), S.10 (oben)

#### **2. Aufgabe: Gebrauchswert und Tauschwert von Gütern erkunden**

in Teil I nicht explizit behandelt

#### **3. Aufgabe: Tradition und Hierarchie als Organisationsformen verstehen**

siehe bspw. S.5 (unten), S.6, S.7 (oben)

#### **4. Aufgabe: Markt als Organisationsform nach Adam Smith nachvollziehen**

siehe bspw. S.7, S.8, S.9

## 2.4.5 Lerneinheit 5: Weltliche Philosophen II

### **1. Aufgabe: Äußere Freiheit nach Smith und sein Menschenbild verstehen**

in Teil I nicht explizit behandelt

### **2. Aufgabe: Inneren Telos des Menschen nach Aristoteles aufdecken**

in Teil I nicht behandelt

### **3. Aufgabe: Innere, sich entwickelnde Widersprüchlichkeit des Menschen nach Hegel/ Marx nachvollziehen**

in Teil I nicht explizit behandelt

### **4. Aufgabe: Den Wert von individueller Freiheit und Demokratie darstellen**

siehe bspw. S.46 (mittig), S.51, S.52 (unten), S.53 (oben), S.63, S.64, S.65

### **5. Aufgabe: Weitere weltliche Philosophen erwähnen**

siehe bspw. S.9 (mittig), S.51 (unten)

## 2.5 Baustein 5: Geld und die reale Welt

Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten	
Bausteine	Lerneinheiten
...	...
<b>5. Geld und die reale Welt</b>	LE 1 Drei Sichtweisen auf die Wirtschaft
	LE 2 Ökonomik: Austausch und Wachstum
	LE 3 Finance: Risiko
	LE 4 Geld-Perspektive: Geld und Zeit II

Tab.14: Übersicht Baustein 5: Geld und die reale Welt

### 2.5.1 Lerneinheit 1: Drei Sichtweisen auf die Wirtschaft

#### 1. Aufgabe: Auf die Geld-Sicht zurückschauen

siehe bspw. S.80 (oben), Tab.4

#### 2. Aufgabe: Die Ökonomik-Sicht erklären

siehe bspw. S.8 (mittig/unten), S.9 (oben), S.10 (mittig), S.80 (mittig), Tab.5

#### 3. Aufgabe: Die Finance-Sicht erklären

siehe bspw. S.18 (mittig), S.80 (mittig), Tab.5

#### 4. Aufgabe: Die drei Sichtweisen zusammen darstellen

siehe bspw. S.80 (mittig/unten), Tab.5, Abb.15

### 2.5.2 Lerneinheit 2: Ökonomik: Austausch und Wachstum

#### 1. Aufgabe: Individuelle Wünsche und begrenztes Budget der Haushalte

siehe bspw. S.12 (oben/mittig)

#### 2. Aufgabe: Kombination der Faktoren und begrenzte Technologie der Produzenten

siehe bspw. S.11

#### 3. Aufgabe: Austausch von Waren und Leistungen auf dem Markt

siehe bspw. S.12 (mittig/unten)

#### **4. Aufgabe: Investieren: Aufbau eines Kapitalstocks für den zukünftigen Wohlstand**

siehe bspw. S.10 (mittig)

### **2.5.3 Lerneinheit 3: Finance: Risiko**

#### **1. Aufgabe: Wertpapiere als Ausgangspunkt darstellen**

siehe bspw. S.19 (oben)

#### **2. Aufgabe: Erwartungen von Menschen an die Zukunft erläutern**

siehe bspw. S.19 (mittig)

#### **3. Aufgabe: Risiko und Unsicherheit unterscheiden**

siehe bspw. S.17 (mittig/unten), S.18 (unten), S.19 (unten)

#### **4. Aufgabe: Preis von Wertpapieren als Ausdruck von Erwartungen erklären**

siehe bspw. S.82 (mittig)

### **2.5.4 Lerneinheit 4: Geld-Perspektive: Geld und Zeit II**

#### **1. Aufgabe: selektive Durchsetzung/ Entspannung der Überlebensbedingung durch Banken veranschaulichen**

siehe bspw. S.82 (mittig/unten), S.83 (oben/mittig)

#### **2. Aufgabe: selektives Tragen von Liquiditätsrisiko als Kernfunktion ableiten**

in Teil I nicht explizit im Detail veranschaulicht

#### **3. Aufgabe: das größere Gemeinwohl dabei im Auge behalten**

siehe bspw. S.41, S.42 (oben), S.67 (mittig), S.68 (mittig), S.69, S.74, S.75, S.78 (unten)

### 3. Aufgaben- und Übungsformen

Bei der Wahl der konkreten Aufgaben- und Übungsformen kann die Übungssammlung aus Teil II hilfreich sein. Auf diese wird in Tab.15 daher noch einmal verwiesen:

<b>Bereich</b>	<b>Verweis auf Übungssammlung</b>
Lesestrategien und Leseübungen	Teil II Kap. 3.2.1
Schreibstrategien und Schreibübungen	Teil II Kap. 3.2.2
Fachwortschatz	Teil II Kap. 3.2.3
Bilder, Grafiken und Diagramme	Teil II Kap. 3.2.4
Kommunikation	Teil II Kap. 3.2.5
Wechsel der Darstellungsformen	Teil II Kap. 3.2.6

Tab.15: Vielfalt an Aufgaben- und Übungsformen

## 4. Gestaltungsaspekte

Zu Gestaltungsanforderungen an Arbeitsblättern in den Bereichen Leserlichkeit und Verständlichkeit gibt folgende Abb. 34a eine Übersicht:

Gestaltungsaspekte von Lehr- und Lernmaterialien in der Grundbildungsarbeit		
Leserlichkeit	Schriftart/-größe	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>wenige, gezielt eingesetzte Schriftarten</b> (z. B. Überschrift vs. Fließtext)</li> <li>• <b>serifenlose Schrift</b> für niedrigere Alpha-Level (z. B. Arial, Source Sans Pro)</li> <li>• <b>keine dauerhaft fetten, mageren, kursiven Schriften oder Versalien</b></li> <li>• <b>große Schrift</b> (min. 12 Pt.) vor allem bei niedrigeren Alpha-Level</li> <li>• <b>größerer Abstand zwischen Buchstaben und Wörtern</b></li> </ul>
	Seitenaufteilung	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>genügend Leerfläche für Notizen</b> (insg. ca. 1/3 der Seite)</li> <li>• <b>Abheften ermöglichen</b> (A4: linker Rand 4 cm, rechter Rand 2,5 cm)</li> <li>• <b>aussagekräftige Kopfzeile</b> (z. B. Modul, Unterrichtseinheit, Thema usw.)</li> </ul>
	Schriftsatz	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>linksbündiger Flattersatz</b> bei niedrigeren Alpha-Level</li> <li>• <b>keine Worttrennungen</b> bei niedrigeren Alpha-Level</li> <li>• <b>häufige Absätze</b></li> <li>• <b>Zeilenumbrüche nach Sinneinheiten</b> bei niedrigeren Alpha-Level</li> <li>• <b>größerer Zeilenabstand</b> (1,5- bis 2-zeilig)</li> <li>• <b>kurze, aber unterschiedlich lange Zeilen</b> (ideal 40-45 Zeichen)</li> </ul>
	Strukturierung/Gliederung	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>deutliche und sinnvolle Seitengliederung</b> durch Absätze, Einzüge, Überschriften, Anordnung verschiedener Teile in Blöcken usw.</li> <li>• <b>Überschriften deutlich hervorheben</b></li> <li>• <b>sparsames, einheitliches didaktisch-typografisches Visualisieren</b> (Haupt- und Zwischenüberschriften, Hervorhebungen, Marginalien, Spiegelstriche, Nummerierungen, Kästen, Unterlegungen)</li> <li>• <b>Piktogramme</b> zur Orientierung verwenden</li> <li>• <b>angemessener Platz für Bearbeitungen/Lösungen</b> (z. B. Schreibzeilen vorgeben)</li> <li>• <b>Arbeitsaufträge</b> (Aufgabe) zur leichten Orientierung bestenfalls <b>am Anfang des Arbeitsblattes</b></li> </ul>
Verständlichkeit	Wortebene	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>einfache Wortstruktur</b> (Vermeiden von Komposita, substantivierten Infinitiven usw.)</li> <li>• <b>geläufige, anschauliche Wörter</b></li> <li>• <b>Fachbegriffe erklären</b></li> <li>• <b>wenige Fremdwörter</b></li> <li>• <b>altersgemäße und dem Sprachstand angemessene Sprache</b></li> </ul>
	Satzebene	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>kurze Sätze variierender Länge</b> in Abhängigkeit vom Alpha-Level (durchschnittlich 7 bis 8 Wörter)</li> <li>• <b>einfache Satzstruktur</b> (Vermeiden von komplexen Nebensatzkonstruktionen, Passiv, Einschüben usw.)</li> <li>• <b>konkrete Sätze</b> (Vermeiden von zu großer Informationsdichte, abstrakten Verallgemeinerungen)</li> </ul>
	Textebene	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>begrenzte Textlänge</b> (untere Alpha-Level max. 2 Sätze), ggf. Zeilennummerierungen</li> <li>• <b>angemessene Informationsdichte</b></li> <li>• <b>explizite Bezüge</b> durch Pronominalisierungen und Konjunktionen</li> <li>• <b>erkennbare äußere Gliederung</b> (Überschriften, Absätze, Hervorhebungen usw.)</li> <li>• <b>innere Ordnung</b> (sinnvolle Reihenfolge der Informationen, Kohärenz, Redundanz usw.)</li> </ul>

Abb.34a: Gestaltungsanforderungen an Arbeitsblätter: Leserlichkeit und Verständlichkeit (Quelle: Badel 2015: 98)

Zu solchen Gestaltungsanforderungen in den Bereichen Stimulanz, Funktionalität und Konsistenz bietet Abb.34b auf der nächsten Seite eine Übersicht:



Gestaltungsaspekte von Lehr- und Lernmaterialien in der Grundbildungsarbeit		
Stimulanz	Sprache	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>authentische, altersgerechte, anschauliche Sprache</b></li> <li>• <b>dosierter Humor</b> (Anekdoten usw.), <b>persönliche Anrede/Stellungnahme</b> (Ich-Zentrierung)</li> </ul>
	Inhalt	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Mischung bekannter und neuer Informationen</b></li> <li>• <b>abwechslungsreiche Aufgabenstellungen</b></li> <li>• <b>praxisrelevante, authentische, verwendungsorientierte Inhalte</b></li> <li>• <b>Anschlusskommunikation ermöglichen</b></li> <li>• <b>Widersprüche, Probleme, Fragen als Ausgangspunkt</b></li> </ul>
	visuelle Reize	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Illustrationen, die das Texterschließen erleichtern</b></li> <li>• <b>keine unnötigen optischen Reize</b></li> <li>• <b>auf Kontraste achten</b> (zwischen Papier und Schrift, Grauwerte vermeiden)</li> <li>• <b>sorgfältig kopieren</b></li> </ul>
	Funktionen	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>didaktische Funktion als Ausgangspunkt der Arbeitsblattgestaltung</b> (z. B. Motivation, Präsentation, Erarbeitung, Sicherung, Archivierung, Kontrolle, Bewertung)</li> </ul>
Funktionalität	Arbeitsauftrag	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>kurze, konkrete, verständliche und altersgemäße Formulierung</b></li> <li>• <b>aussagekräftige Verb-Operatoren</b> („Beschreiben Sie ...“, „Zeichnen Sie ...“, „Kreuzen Sie an ...“ usw.)</li> <li>• <b>interne Gliederung nach Ziel/Problem – Verfahren/Methode – Ergebnis/Verwertung</b> (z. B. „Notieren Sie eine geeignete Überschrift für den Text. Tauschen Sie sich hierzu mit Ihrem Nachbarn aus. Notieren Sie mindestens 3 Überschriften.“)</li> <li>• <b>ggf. binnendifferenzierte Aufgabenstellung</b></li> <li>• <b>Lösungsbeispiele</b></li> </ul>
Konsistenz		<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Standards des Seitenlayouts beibehalten</b> (Dokumentenvorlagen anlegen)</li> <li>• <b>durchgängige Verwendung der didaktisch-typografischen Visualisierungen</b></li> <li>• <b>durchgängige Verwendung eingeführter Überschriften</b></li> </ul>

Abb.34b: Gestaltungsanforderungen an Arbeitsblätter: Stimulanz, Funktionalität und Konsistenz (Quelle: Badel 2015: 98)

## 5. Ausarbeitung von Lerneinheit 1.1: Geld und Kredit

Die bisher entstandenen Ausarbeitungen zur Lerneinheit 1.1: Geld und Kredit sind – die Arbeit somit abschließend – auf den nächsten Seiten beigelegt<sup>1</sup>:

<sup>1</sup> Für die Piktogramme und Illustrationen dankt der Autor Frau Paula Tippkötter und Herrn Moritz Adam.



## Geld und Kredit

1. Aufgabe In der Marktwirtschaft werden täglich eine Vielzahl von Gütern und Dienstleistungen ausgetauscht. Dabei spielen Geld und Kredit eine wichtige Rolle.

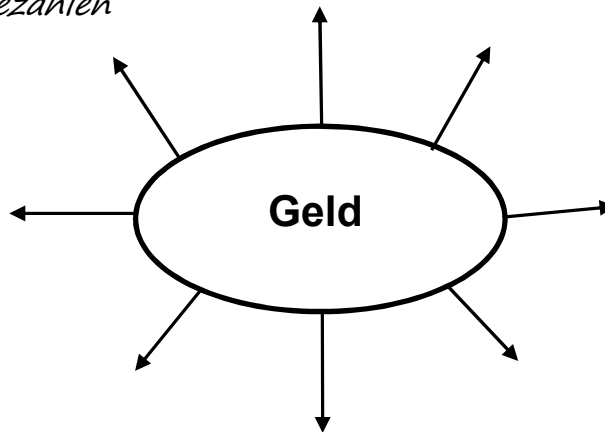


a) Welche Begriffe fallen Ihnen zum Thema „Geld und Kredit“ ein? Tragen Sie die Begriffe in die Grafiken ein.

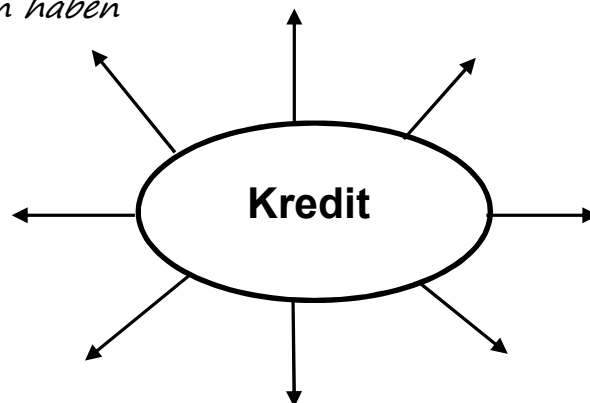


b) Besprechen Sie Ihre Überlegungen mit der ganzen Gruppe. Ergänzen Sie Ihre Grafik mit den Begriffen der anderen Kursteilnehmer.

*bezahlen*



*Schulden haben*





**2. Aufgabe** Viele Personen haben sich schon Gedanken zum Thema Geld und Kredit gemacht. Eine davon war Allyn A. Young. Er hat in den USA der Goldenen Zwanziger Jahre gelebt.



a) Lesen Sie den Text zu Geld und Kredit.



b) Beantworten Sie anschließend die Fragen zum Text in eigenen Worten.

Geld wurde nicht extra von Menschen erfunden, um den Tausch angenehmer zu machen. Geld entwickelte sich einfach so. Der Ursprung von Geld ist unklar. Wie kann man Geld besser verstehen?

Geld erfüllt drei Merkmale. Erstens ist es eine Ware oder Gruppe von Waren. Das können wertvolle Metalle wie Gold- und Silbermünzen, aber auch Tabak, Tierfelle, Reis oder Perlenketten sein. Zweitens müssen Menschen diese Ware gewohnheitsmäßig beim Tausch von anderen Waren und Dienstleistungen bezahlen und erhalten. Drittens darf das persönliche Ansehen der Person, die diese Ware oder Gruppe von Waren anbietet, keine Rolle spielen.

Ganz wichtig für Geld ist folgendes: Der Besitzer muss Geld ohne größere Verluste wieder loswerden können.

Was ist ein Kredit? Ein Kredit ist nichts weiter als die andere Seite einer Schuld! Viele Geschäfte in der Wirtschaft werden mit Kredit durchgeführt. Was für die eine Person, den Gebenden, ein Kredit ist, ist für die andere Person, den Nehmenden, eine Schuld. Doch was ist eine Schuld?

Eine Schuld ist ein Versprechen Geld zu zahlen. Das Versprechen lautet so viel wie: „Nicht jetzt, sondern irgendwann in der Zukunft bezahle ich meine Schuld mit Geld.“ Man vermeidet die unmittelbare Zahlung von Geld und hat etwas Zeit gewonnen.

Kredit bzw. Schuld ist also ohne Geld nicht möglich. Beide gehören zusammen. Dennoch kann man auch mit Schulden Zahlungen vornehmen. Die Schulden der einzelnen Menschen untereinander gleichen sich nämlich in einer Gemeinschaft vieler Menschen oftmals aus.



Kann man den Ursprung von Geld genau bestimmen?

---

---

---

Welche drei Merkmale hat Geld?

---

---

---

---

---

---

---

---

---

---

Was ist für den Besitzer von Geld ganz wichtig?

---

---

---

---

Wie hängen Kredit und Schuld miteinander zusammen?

---

---

---

Was ist eine Schuld?

---

---

---

Warum kann man auch mit Schulden Zahlungen vornehmen?

---

---

---

---



**3. Aufgabe** In anderen Ländern und Kulturen und in der Geschichte entdeckt man unterschiedliche Formen von Geld und Kredit.



a) Lesen Sie die Fallbeispiele. Kreuzen Sie an, ob es sich dabei eher um Geld oder eher um Kredit handelt.



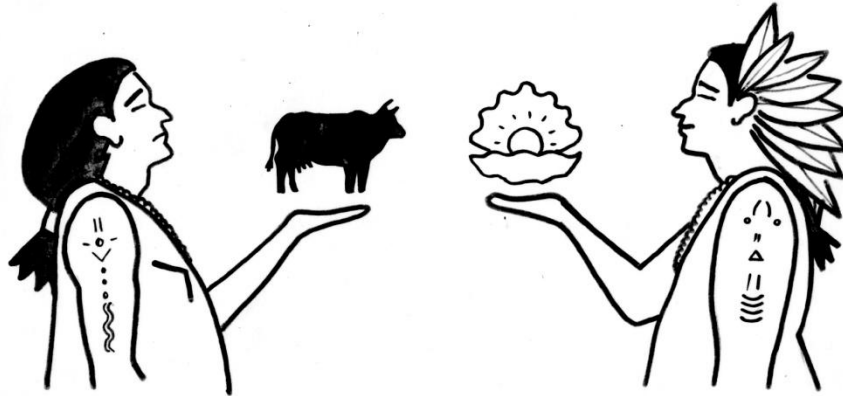
b) Besprechen Sie die Fälle in der Gruppe. Überlegen Sie sich, welche der drei Merkmale von Geld erfüllt bzw. nicht erfüllt sind.

1) Der Indianer Tonga besorgt sich von Tatonka einen jungen Büffel. Er gibt ihm dafür drei Wampum, das sind weiße Perlenketten. Jede Perlenkette wird mühsam aus Muschelperlen hergestellt. Alle Indianer seines Stammes bezahlen mit Wampum.

Geld

Kredit

kein Geld, kein Kredit

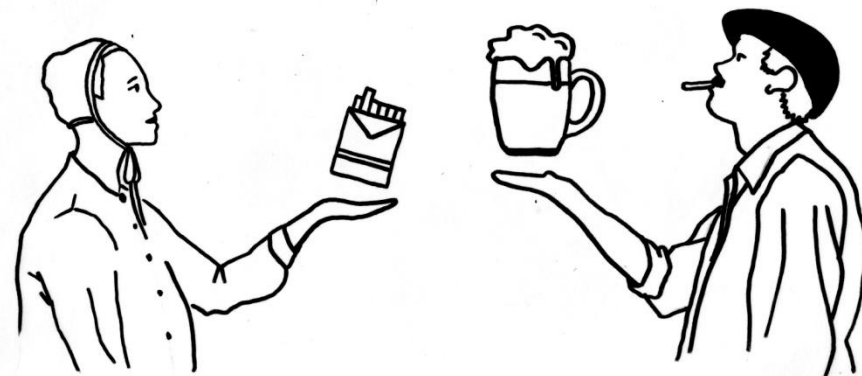


2) Elisabeth, die puritanische Tochter eines Tabakfarmers aus der amerikanischen Kolonie Virginia, bestellt sich heimlich ein großes Bier. Sie übergibt John, dem Barkeeper aus der Siedlung, eine Hand voll Tabak. Jeder in Virginia akzeptiert Tabak als Bezahlung. Man kann für Tabak jederzeit wichtige Güter von den Engländern bekommen.

Geld

Kredit

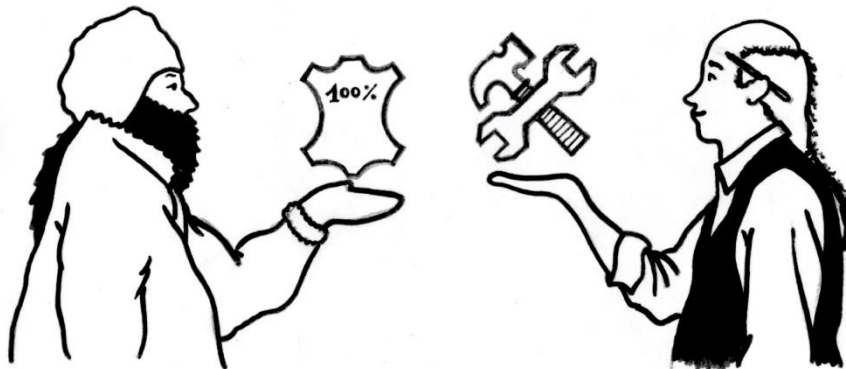
kein Geld, kein Kredit





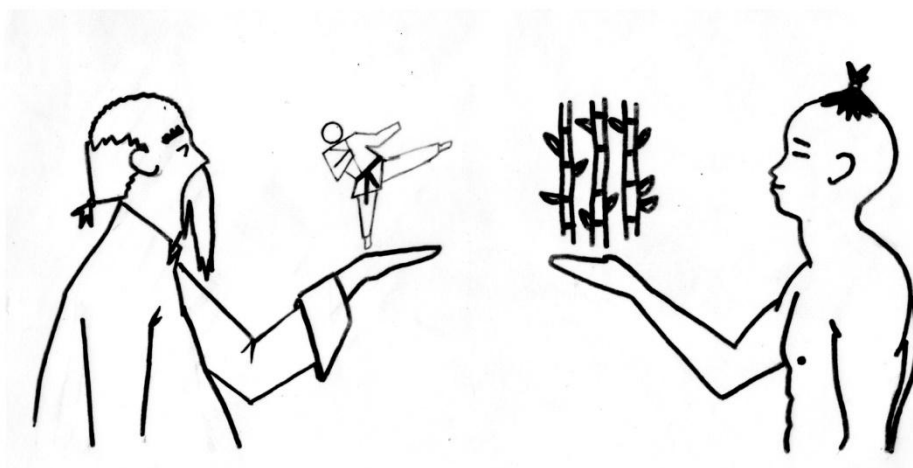
- 3) Der kanadische Händler Gomlin möchte wieder in die Wildnis reisen, um bei den Indianern Werkzeuge gegen Felle zu tauschen. Rupert, ein Schreiner aus seiner Kolonie, gibt ihm einen Hammer und eine Zange mit auf den Weg. Gomlin verspricht ihm dafür ein Bisonfell, wenn er zurückkommt. Felle sind in der Siedlung als Zahlungsmittel akzeptiert. Man kann Felle jederzeit gegen wichtige Güter von den Europäern tauschen.

Geld       Kredit       kein Geld, kein Kredit



- 4) Nagayoko, ein chinesischer Shaolin-Meister, unterrichtet den ehrgeizigen Dong-Ton im Kung-Fu. Dafür gibt der Schüler dem Meister nach jedem Training ein Stück Bambus-Holz. Bambus ist kein gewohnheitsmäßiges Zahlungsmittel in der chinesischen Provinz.

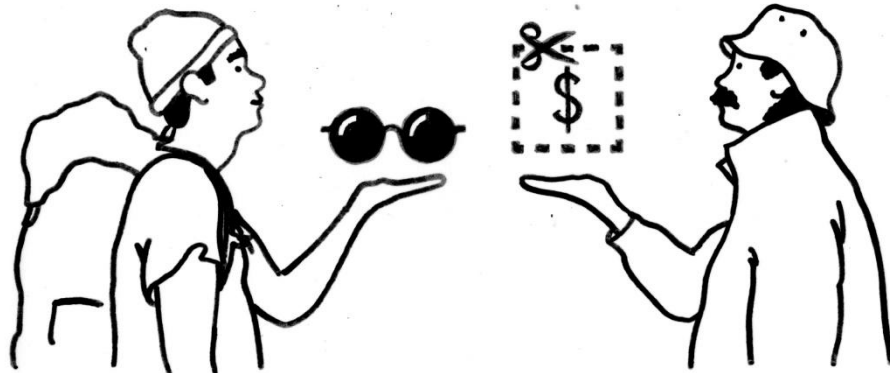
Geld       Kredit       kein Geld, kein Kredit





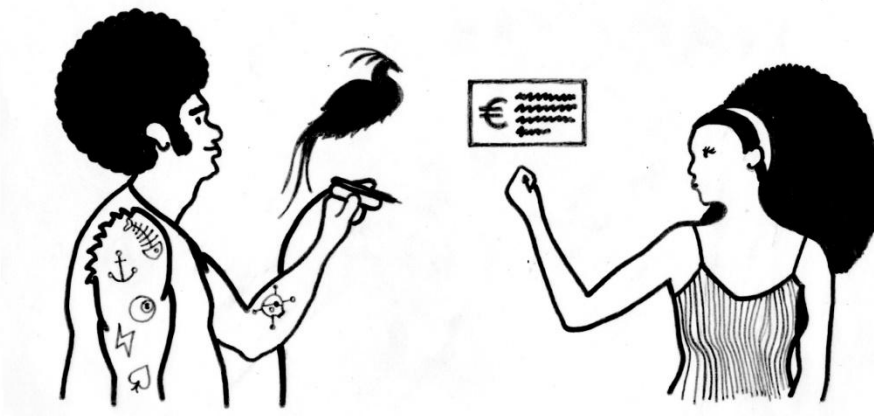
- 5) Davide aus Chile ist im Urlaub in Venezuela. In der Hauptstadt Caracas spricht ihn ein Straßenhändler an. Er möchte gern die schöne Sonnenbrille von Davide kaufen. Im Gegenzug gibt er Davide einen Gutschein. Diesen Gutschein in Höhe von 10.000 Bolivar bekommt Davide bei jedem Straßenhändler in der ganzen Stadt ausbezahlt, sagt der Straßenhändler. Davide akzeptiert das Angebot.

Geld       Kredit       kein Geld, kein Kredit



- 6) Der Tätowierer Dembele aus dem südafrikanischen Kapstadt sticht seiner Kundin Anisa einen bunten Phönix auf den Oberarm. Anisa bezahlt die 200 südafrikanischen Rand mit einem Scheck. Dembele kann den Scheck jederzeit bei der südafrikanischen ABSA-Bank einlösen. Er bekommt dann von der Bank die 200 Rand ausbezahlt.

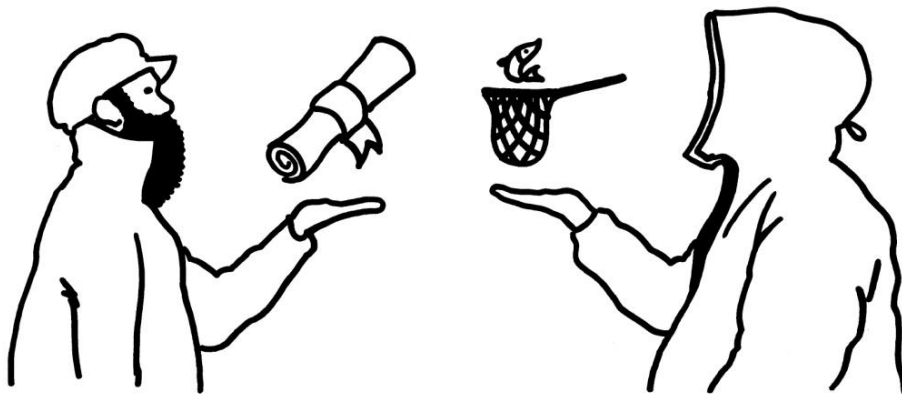
Geld       Kredit       kein Geld, kein Kredit





7) Der norwegische Fischer Lasse hat sich für 90.000 norwegische Kronen zwei neue Hochseenetze für sein Boot gekauft. Er gibt dem Verkäufer der Hochseenetze einen Wechsel. Lasse verspricht damit: Nach 90 Tagen bekommt jede Person, die ihm den Wechsel vorlegt, 90.000 norwegische Kronen plus Zinsen von ihm ausbezahlt.

- Geld       Kredit       kein Geld, kein Kredit





## Tabellenverzeichnis

Tab.1	Zwei parallele Geldsysteme (Quelle: Mehrling 2012d: 4; eigene Darstellung) .....	27
Tab.2	Ökonomen und die Fed – Stand der monetären Ideen 1913 (Quelle: Extraktion aus Mehrling 2015: Zeit 12:45) .....	66
Tab.3	Stand der monetären Debatte zirka 1975 (Quelle: Extraktion aus Mehrling 2015: Zeit 35:00) .....	79
Tab.4	Zusammenfassung der Geld-Perspektive (Quelle: Extraktion aus Mehrling 2015: Zeit 6:00; eigene Darstellung) .....	80
Tab.5	Zusammenfassende Übersicht der drei Perspektiven auf die Wirtschaft (Quelle: Mehrling 2012a: 2; eigene Darstellung) .....	80
Tab.6	Unterscheidung von Bildung in Ökonomie und Ökonomischer Allgemein bildung (Quelle: angelehnt an Reifner 2011:10; eigene Darstellung) .....	83
Tab.7	Grundlegende Spezifika der Geld-Perspektive (Quelle: eigene Darstellung; Extraktion aus Mehrling 2016) .....	85
Tab.8	Zusammenstellung der herausgearbeiteten Prinzipien aus Teil II .....	101
Tab.9	Modulübersicht: Die Geld-Perspektive auf ökonomische Aktivitäten .....	102
Tab.10	Übersicht Baustein 1: Das Geheimnis des Geldes .....	103
Tab.11	Übersicht Baustein 2: Die natürliche Hierarchie des Geldes .....	105
Tab.12	Übersicht Baustein 3: Die Geld-Perspektive .....	108
Tab.13	Übersicht Baustein 4: Was gibt Geld seinen Wert? .....	110
Tab.14	Übersicht Baustein 5: Geld und die reale Welt .....	113
Tab.15	Vielfalt an Aufgaben- und Übungsformen .....	115

## Abbildungsverzeichnis

Abb.1	Statisches Zwei-Güter-Gleichgewicht (Quelle: Mehrling 2012a: 3; eigene Darstellung) .....	13
Abb.2	Ein-Gut-Zwei-Perioden-Gleichgewicht (Quelle: Mehrling 2012a: 4; eigene Darstellung) .....	14

Abb.3 Zwei Personen im Fisher-Modell (Quelle: Mehrling 2012a: 5; eigene Darstellung) .....	16
Abb.4 IS-LM Modell (Quelle: eigene Darstellung) .....	17
Abb.5 Capital Asset Pricing Modell (CAPM) (Quelle: Mehrling 2012a: 7; eigene Darstellung) .....	21
Abb.6a Bank als Finanzintermediär in einer CAPM-Welt (Quelle: eigene Darstellung) .....	22
Abb.6b Ansteigen des Marktpreises in einer CAPM-Welt (Quelle: eigene Darstellung) .....	22
Abb.6c Sinken des Marktpreises in einer CAPM-Welt (Quelle: eigene Darstellung) .....	22
Abb.7 Gold, Währung, Bankeinlagen und Wertpapiere in der Geld-Kredit Hierarchie (Quelle: Mehrling 2009: 1; eigene Darstellung) .....	28
Abb.8 Finanzielle Institutionen in der Hierarchie (Quelle: Mehrling 2009: 3; eigene Darstellung) .....	30
Abb.9 Visualisierung der Hierarchie als Pyramide (Quelle: Mehrling 2009: 4; eigene Darstellung) .....	30
Abb.10 Elastizität und Knappheit im Geldsystem (Quelle: Mehrling 2009: 5; eigene Darstellung) .....	31
Abb.11 Marktmacher und Geldpreise in der Geld-Kredit Hierarchie (Quelle: Mehrling 2009: 7; eigene Darstellung) .....	33
Abb.12 Geldmarktzinssatz ganz links in der Zinsstrukturkurve (Quelle: eigene Darstellung) .....	34
Abb.13 Geld-Kredit Hierarchien der Eurozone und Japan mit Wechselkursen (Quelle: Mehrling 2012d: 1; eigene Darstellung) .....	34
Abb.14 Internationaler Dollar als Reserve- sowie wenige Leitwährungen in der heutigen internationalen Geld-Kredit Hierarchie (Quelle: Mehrling 2012d: 2; eigene Darstellung) .....	35
Abb.15 Integration der drei Sichtweisen auf die Wirtschaft durch die stets gegenwärtige Überlebens-Bedingung der Geld-Perspektive (Quelle: Mehrling 2012a: 10; eigene Darstellung) .....	80
Abb.16 Begriffe im Finanzbildungswesen (Quelle: Liening/ Mittelstädt: 99) .....	84

Abb.17 Parallelisierung sprachlicher und kognitiver Prozesse und deren Schichtung in Oberflächen- und Tiefenniveaus führt zur Unterscheidung von <i>conversational</i> und <i>Cognitive/ academic proficiency</i> (Quelle: Cummins 1984: 138, zitiert nach Breidbach 2007: 91) .....	86
Abb.18 BICS/CALP-Matrix aus kognitivem Anspruch und kontextueller Stützung (Quelle: Cummins 1984: 139, zitiert nach Breidbach 2007: 97) .....	87
Abb.19a Konzeptionelle Mündlichkeit/Schriftlichkeit – Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien (Quelle: Breidbach 2007: 113) .....	88
Abb.19b Schrittweise Entwicklung hin zu CALP als historisch-soziale Kulturtechnik literaler Gesellschaften (Quelle: eigene Darstellung auf Basis von Cummins 1984: 139) .....	89
Abb.20: Beispiel eines naturwissenschaftlichen Kompetenzmodells der Bildungsgangdidaktik (Quelle: Bonnet 2004: 117, zitiert nach Breidbach 2007: 122) .....	90
Abb.21 Bedingungsfaktoren (fremd-)sprachlicher Bedeutungsaushandlung durch fachliche Kompetenz, (fremd-)sprachliche Kompetenz und interaktionale Kompetenz sowie deren gegenseitige Wechselwirkung (Quelle: Bonnet 2004: 124; Breidbach 2007:125) .....	90
Abb.22 Erweitertes kognitives Motivationsmodell nach Heckhausen & Rheinberg einschließlich zweck- und tätigkeitszentrierter Anreize (Quelle: nach Rheinberg: 1989: 104) .....	91
Abb.23 Bestimmung verschiedener Motivationsformen und -probleme; das A. in den Fragen steht für Aktivität (Quelle: Rheinberg 2004: 24, zitiert nach Vollmeyer 2005: 15) .....	91
Abb.24 (Zeitverschobene) Kreuzkorrelationen von emotionalen, motivationalen und kognitiven Erlebensitems beim Traditionellen Lernen (TraLe) und beim Selbstorganisierten Lernen (SoLe) (Quelle: Sembill 2004, zitiert nach Sembill 2010: 83) .....	92
Abb.25 Aktuelle Kompetenz als interne, temporäre Ausprägung emotionaler, motivationaler und kognitiver Prozesse (Quelle: Sembill 2010: 82) .....	92
Abb.26 Lernschwierigkeiten – ein systematischer Überblick (Quelle: Heimlich 2009: 35) .....	93
Abb.27 Arten von Lernstörung (Quelle: Lauth et. al. 2014: 18) .....	93

Abb.28a Lesestrategien und Leseübungen in der Aktivierungsphase (Quelle: Badel 2015: 101) .....	94
Abb.28b Lesestrategien und Leseübungen in der Verstehensphase (Quelle: Badel 2015: 101) .....	94
Abb.28c Lesestrategien und Leseübungen in der Transferphase (Quelle: Badel 2015: 101) .....	95
Abb.29a Schreibstrategien und Schreibübungen in der Planungsphase (Quelle: Badel 2015: 102) .....	95
Abb.29b Schreibstrategien und Schreibübungen in der Formulierungsphase (Quelle: Badel 2015: 103) .....	95
Abb.29c Schreibstrategien und Schreibübungen in der Überarbeitungsphase (Quelle: Badel 2015: 103) .....	96
Abb.30a Strategien und Übungen zur Einführung und Erschließung von Fachwörtern (Quelle: Badel 2015: 104) .....	96
Abb.30b Strategien und Übungen zur Festigung und Wiederholung von Fachwörtern (Quelle: Badel 2015: 104) .....	97
Abb.31 Übungen zur Beschreibung von Bildern, Grafiken und Diagrammen (Quelle: Badel 2015: 105) .....	97
Abb.32a Übungen zum Kennenlernen von Grundlagen der Gesprächsführung (Quelle: Badel 2015: 106) .....	98
Abb.32b Übungen zum Lösen von Konflikten (Quelle: Badel 2015: 106) .....	98
Abb.32c Übungen zur Anwendung von Kommunikationstechniken und Grundhaltungen (Quelle: Badel 2015: 106) .....	98
Abb. 33a Darstellungsformen und Sprachen (Quelle: Leisen 2010: 36) .....	99
Abb. 33b Darstellungsformen und kognitive Operationen (Quelle: Leisen 2017) .....	99
Abb.34a Gestaltungsanforderungen an Arbeitsblätter: Leserlichkeit und Verständlichkeit (Quelle: Badel 2015: 98) .....	116
Abb.34b: Gestaltungsanforderungen an Arbeitsblätter: Stimulanz, Funktionalität und Konsistenz (Quelle: Badel 2015: 98) .....	117

## Literaturverzeichnis

- Badel, Steffi (Hrsg.) (2015).** *INA-Pflege-Toolbox. Unterrichtsmaterialien für die Pflegehilfe mit einem Handbuch zur Grundbildung in der Pflege. Teil 1 Handbuch zur Grundbildung in der Pflege.* Berlin.
- Bonnet, Andreas (2004).** Kompetenz durch Bedeutungsaushandlung – Ein integratives Modell für Bildung und sachfachliches Lernen im bilingualen Unterricht. In Bonnet, Andreas / Breidbach, Stephan (Hrsg.), *Didaktiken im Dialog. Konzepte des Lehrens und Wege des Lernens im bilingualen Sachfachunterricht.* Frankfurt/M: Lang.
- Bortis, Heinrich (2014a).**  
[http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Die\\_Epoche\\_des\\_Merkantilismus\\_Wige.pdf](http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Die_Epoche_des_Merkantilismus_Wige.pdf) , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Bortis, Heinrich (2014b).**  
[http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Die\\_Industrielle\\_Revolution\\_%281234%29\\_Wige.pdf](http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Die_Industrielle_Revolution_%281234%29_Wige.pdf) , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Bortis, Heinrich (2014c).**  
[http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Die\\_englische\\_Vorherrschaft\\_um\\_1850\\_Wige.pdf](http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Die_englische_Vorherrschaft_um_1850_Wige.pdf) , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Bortis, Heinrich (2014d).**  
[http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Einfuehrung\\_Wige.pdf](http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Einfuehrung_Wige.pdf) , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Bortis, Heinrich (2014e).**  
[http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Wachstum\\_in\\_England\\_Wige.pdf](http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Wachstum_in_England_Wige.pdf) , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Bortis, Heinrich (2014f).**  
[http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Rahmenbedingungen\\_des\\_Wachstums\\_Wige.pdf](http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Rahmenbedingungen_des_Wachstums_Wige.pdf) , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Bortis, Heinrich (2014g).**  
[http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Neue\\_Industriemaechte\\_Wige.pdf](http://www.unifr.ch/withe/assets/files/Bachelor/Wirtschaftsgeschichte/Neue_Industriemaechte_Wige.pdf) , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Breidbach, Stephan (2007).** *Bildung, Kultur, Wissenschaft. Reflexive Didaktik für den bilingualen Sachfachunterricht.* Münster: Waxmann.
- Cummins, Jim (1984).** *Bilingualism and Special Education: Issues in Assessment and Pedagogy.* Clevedon: Multilingual Matters.
- Fisher, Irving (1911 [1922]).** *The Purchasing Power of Money. Its Determination and Relation to Credit, Interest and Crises.* New York: Macmillan.

- Hahn, Frank (1965).** On Some Problems of Proving the Existence of an Equilibrium in a Monetary Economy. In Hahn und Brechling (Hrsg.). *Theory of Interest Rates – proceedings of a conference held by the International Economic Association*, London: Macmillan, p.126-135.
- Heilbroner, Robert L. (1999).** *The Wordly Philosophers. The Lives, Times, and Ideas of the Great Economic Thinkers*. 7. Aufl., New York: Simon & Schuster.
- Heimlich, Ulrich (2009).** *Lernschwierigkeiten*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Knapp, Georg Friedrich (1905).** *Staatliche Theorie des Geldes*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Kuhn, Thomas (1970).** *The structure of scientific revolution*. 2.Aufl., Chicago: University of Chicago Press.
- Lauth, Gerhard / Brunstein, Joachim /Grünke, Matthias (2014).** Lernstörungen im Überblick: Arten, Klassifikation, Verbreitung und Erklärungsperspektiven. In Lauth, Gerhard / Brunstein, Joachim /Grünke, Matthias (Hrsg.), *Intervention bei Lernstörungen. Förderung, Training und Therapie in der Praxis*. 2. Aufl., Göttingen: Hogrefe, 17-31.
- Leisen, Josef (2010).** *Handbuch Sprachförderung im Fach*. Bonn: Varus.
- Leisen, Josef (2017).** <http://www.sprachsensiblerfachunterricht.de/prinzipien>, letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Liening, Andreas / Mittelstädt, Ewald (2011).** Börsen-Planspiele – Leuchttürme oder Irrlichter der Finanziellen Allgemeinbildung. In Retzmann, Thomas (Hrsg.), *Finanzielle Bildung in der Schule. Mündige Verbraucher durch Konsumentenbildung*. Schwalbach am Taunus: Wochenschau, 99-114.
- Lorenz, Wilhelm (1999-2011).** <mikro>online.  
<https://mikrooekonomie.de/Allgemeines%20Gleichgewicht/Tausch%20und%20Produktion.htm>, letzter Zugriff am 03.07.2017.
- Macha, Klaas / Schuhen, Michael (2011).** Financial Literacy von angehenden Lehrerinnen und Lehrern. In Retzmann, Thomas (Hrsg.), *Finanzielle Bildung in der Schule. Mündige Verbraucher durch Konsumentenbildung*. Schwalbach am Taunus: Wochenschau, 143-158.
- Mehrling, Perry (1997).** *The Money Interest and the Public Interest. American Monetary Thought, 1920-1970*. Cambridge und London: Harvard University Press.
- Mehrling, Perry (1999).** *The Vision of Hymen Minsky*. In Journal of Economic Behavior & Organization, Nr.39, 129-158.
- Mehrling, Perry (2009).** <http://www.perrymehrling.com/wp-content/uploads/2015/05/Lec-02-The-Natural-Hierarchy-of-Money.pdf>, letzter Zugriff am 04.07.2017.

- Mehrling, Perry (2012a)** <http://www.perrymehrling.com/wp-content/uploads/2015/05/Lec-22-Touching-the-Elephant-three-views.pdf>\_ bzw. <http://www.perrymehrling.com/22-touching-the-elephant-three-views/>, letzter Zugriff am 03.07.2017.
- Mehrling, Perry (2012b).** *Fischer Black and the Revolutionary Idea of Finance*. 2.Aufl., New Jersey: John Wiley & Sons.
- Mehrling, Perry (2012c).** <http://www.perrymehrling.com/wp-content/uploads/2015/05/Lec-18-Forwards-and-Futures.pdf> , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Mehrling, Perry (2012d).** <http://www.perrymehrling.com/wp-content/uploads/2015/05/Lec-13-Chartalism-Metallism-and-Key-Currencies.pdf> , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Mehrling, Perry (2012e).** <http://www.perrymehrling.com/wp-content/uploads/2015/05/Lec-03-Money-and-the-State-Domestic.pdf> , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Mehrling, Perry (2015).** *A 20th Century History of Money and Finance*.  
[https://www.youtube.com/watch?v=fxnRN\\_vUgb4](https://www.youtube.com/watch?v=fxnRN_vUgb4) , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Mehrling, Perry (2016).** *Financialization and its Discontent*.  
<https://www.youtube.com/watch?v=T5ptAo6S3ok> , letzter Zugriff am 04.07.2017.
- Minsky, Hymen (1987[2008]).** *Stabilizing an Unstable Economy*. New York: Mc Graw-Hill.
- Mirowski, Philip (1991).** *More heat than Light: Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mirowski, Philip (2015).** *Untote leben länger. Warum der Neoliberalismus nach der Krise noch stärker ist*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Reifner, Udo (2011).** Finanzielle Allgemeinbildung und ökonomische Bildung. In Retzmann, Thomas (Hrsg.), *Finanzielle Bildung in der Schule. Mündige Verbraucher durch Konsumentenbildung*. Schwalbach am Taunus: Wochenschau, 9-30.
- Retzmann, Thomas (2011).** Einführung in die Thematik: Finanzielle Allgemeinbildung im Defizit – Eine Herausforderung für die ökonomische Bildung! In Retzmann, Thomas (Hrsg.), *Finanzielle Bildung in der Schule. Mündige Verbraucher durch Konsumentenbildung*. Schwalbach am Taunus: Wochenschau, 5-8.
- Rheinberg, Falko (1989).** *Zweck und Tätigkeit: Motivationspsychologische Analysen zur Handlungsveranlassung*. Göttingen: Hogrefe.
- Rheinberg, Falko (2004).** *Motivationsdiagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Schumpeter, Joseph Alois (1954).** *History of Economic Analysis* [Elektronische Version]. New York: Oxford University Press.
- Sembill, Detlef (2004).** *Prozessanalysen selbstorganisierten Lernens. Abschlussbericht an die DFG im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Lehr-Lern-Prozesse in der kaufmännischen Erstausbildung“*. Bamberg.

- Sembill, Detlef (2010).** Emotionen – Auslöser, Begleiter und Ziele. In Nikolaus, Reinhold/ Pätzold, Günter/ Reinisch, Holger/ Schramm, Tade, *Handbuch Berufs- und Wirtschaftspädagogik*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, 80-84.
- Varoufakis, Yanis / Halevi, Joseph / Theocarakis, Nicholas (2011).** *Modern Political Economics. Making Sense of the post-2008 world*. London und New York: Routledge.
- Vollmeyer, Regina (2005).** Einführung: Ein Ordnungsschema zur Integration verschiedener Motivationskomponenten. In Vollmeyer, Regina / Brunstein, Joachim (Hrsg), *Motivationspsychologie und ihre Anwendung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Weber, Max (1904 [2016]).** *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Berliner Ausgabe, 4. Aufl., Berlin: Holzinger.
- Wilhelm, Ernst (2017).** *Erinnerungszitat*.
- Young, Allyn (1924 [1999]).** Chapter 31-34. In: „Commerce: The Marketplace of the World“, neu abgedruckt in Mehrling & Sandilands (Hrsg.), *Money and Growth*, London: Routledge, 265-321.



## **Erklärung zur Eigenständigkeit der Anfertigung der Masterarbeit**

### **Erklärung**

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Masterarbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.

Die Masterarbeit wurde bisher von mir nicht in gleicher oder ähnlicher Form an anderer Stelle schon einmal vorgelegt.

Ort, Datum

Unterschrift